

*Der Idiot*  
*des 21. Jahrhunderts*

Ein Divan

---

versammelt von  
Michael Kleeberg

Galiani Berlin

Der Autor dankt der Berliner Senatsverwaltung  
für Kultur und der Stiftung Preußische  
Seehandlung für die Unterstützung bei der  
Arbeit an diesem Werk



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2018

Verlag Galiani Berlin

© 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in  
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder  
ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung  
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer  
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Lisa Neuhalfen und Manja Hellpap, Berlin

Umschlagmotiv: © Plainpicture/Stephanie Uhlenbrock

Autorenfoto: © Lothar Köthe

Lektorat: Wolfgang Hörner

Gesetzt aus der Sabon

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86971-139-3

Weitere Informationen zu unserem Programm  
finden Sie unter [www.galiani.de](http://www.galiani.de)

Se Eschgh Nameh

سه عشق نامه

*Buch der drei Lieben*

---

*Dieses leidgeprüfte Herz wird überstehen,  
gib die Hoffnung nicht verloren!  
Und dies schwere Haupt wird Ruhe finden,  
verzage nicht!*

---

HAFIS



## Das vierte Paar

*Derjenige, von dem* hier zunächst erzählt wird, hätte der Protagonist der vierten großen Liebe sein sollen, aber er ist es nicht geworden. Seit 30 Jahren fragt er sich, ob er rechtzeitig entkommen ist oder sein Lebensglück ausgeschlagen hat. Gerettet oder gerichtet?

Für den Rest seines Daseins wird er nicht fertig werden mit dieser Geschichte, die für ihn anfängt –

Im Sommer 1985. Das Bild, von dem alles ausgeht, ist der Tennisplatz auf der unteren Ebene des terrassenförmig angelegten Anwesens und die Aussicht, die sich Matthias von dort bietet. Der lupenreine blaue Diamant des Äthers, tief unten die stahlblaue See, die sich am Horizont in einer fliederfarbenen Gouache mit dem Himmel mischt. Dazwischen ein in der leichten Brise wogendes gelbes Meer aus Rosenblüten. Wildkräuterduft steigt aus den Büschen und Beeten. Mit einem trockenen Pock trifft der Schläger den gelben Ball, der am Rand des ziegelrot leuchtenden Ascheplatzes aufkommt und von der schönsten der Frauen wieder zurückgeschlagen wird. Unten im Dunst die Landzunge mit den weißen Häuserkuben Beiruts und darüber in reinen Parabeln die Leuchtspur der Raketen und Granaten, die vom Osten der Stadt in den Westen und umgekehrt fliegen, völlig stumm, und kurz darauf die spielzeughaft wirkenden Rauchwölkchen der Einschläge und mit ein wenig Verzögerung die schwache Erschütterung der Detonationen, nicht lauter als das Scharren der Tennisschuhe auf der roten Asche.

Es war Krieg dort unten, aber sie gingen nicht hin.

Er führte 5:3 gegen Christine bei eigenem Aufschlag. Er trug ein Käppi mit dunkelgrünem Plastikschirm gegen die Sonne. Er spielte mit freiem Oberkörper und hatte schon mehrere Punkte

verloren, weil er zwischendurch immer wieder mit ungläubiger Freude auf seinen braungebrannten, sehnigen Oberkörper blickte. Seinen Satzgewinn untermalte eine Bombenexplosion wie ein gedämpfter Tusch.

Es war der Traum für einen 24-jährigen, abenteuerlustigen, wachen jungen Mann. Liebe und Krieg. Eine Liebe im Krieg. Schon die Ankunft: der Flug im UN-Helikopter, weil die Green Line dicht war. Im Landen sah er die halbmondförmige Bucht, die als die schönste des ganzen Mittelmeers galt vor dem Krieg. Unten am Hafen erwartete ihn Sams Limousine und brachte ihn die Serpentina hinauf, immer höher über das Meer, und durch die offenen Fenster wehte der bittere und süße Balsamduft des Landes. Ganz selbstverständlich arbeitete er in der Klinik mit, obwohl er, genauso wie Christine, sein Studium noch nicht beendet hatte. Es waren Semesterferien in Deutschland. Eigentlich wollte er sich auf Kinderheilkunde spezialisieren. Aber hier ging es nicht um Kinderheilkunde, sondern um Notfallchirurgie und Amputation. Krankenwagen lieferten pausenlos Bomben-, Mörser- und Granatenopfer. Sam war ganz selbstverständlich davon ausgegangen, dass der Freund seiner Tochter als Arzt im Krankenhaus mitarbeiten würde, und ebenso selbstverständlich war Matthias an seinem zweiten Tag im OP erschienen. Abgerissene Arme, Füße, die nur noch an Sehnen hingen, offene Schädel, mit Splittern gespickte Rücken – es war eine ungeheure Metzgerei, für die es einen festen Magen brauchte. Matthias hatte einen, wenn vielleicht auch nur, weil er sich permanent fühlte, als sehe er sich einen Film an, in dem er selbst mitspielte.

Die Kriegsgeräusche nahm er als Alltagsgeräusche wahr: Ein Raketenbeschuss klang wie Silvesterfeuerwerk. Der Einschlag einer Granate wie ein mit Stahlplatten beladener Lastwagen, der über Bahnschwellen rumpelt. Als jemand nach einem Notfall eine Plastiktüte mit abgerissenen Gliedmaßen brachte, sagte Sam: »Das ist nur eklig, nicht tragisch. Tragisch sind die Erzählungen.« Es gab Momente, die ihm gerade deswegen einen Schock versetzten, weil die anderen in ihnen so verstandeskühl handelten: wenn Marlene in einer zerbombten Kirche

über die Trümmer des Altars stieg, mit einer Hand den Rock hochhaltend, um große Schritte machen zu können, und nach Kunstgegenständen suchte. Oder als Sam einmal einen abgerissenen Arm gereicht bekam und mit ein wenig Drehen und Ziehen einen Brillantring vom Finger löste und in die Hosentasche steckte, bevor er den Stumpf zu den anderen Leichenteilen warf.

Die Alträume und die Schlaflosigkeit sollten erst Jahre später kommen. Es war Arbeit wie in einem Frontlazarett, nur dass es dann nachmittags hinaufging in die Villa, wo ihm ein Livrierter einen Drink an den Rand des Pools stellte, in dem er seine Bahnen zog, wo Christine im weißen Tennisdress Aufschläge übte, wo abends ein deutsch-libanesisches Kammerensemble Schumann spielte und wo er nachts bei offener Balkontür mit Christine Liebe machte. Ihr Zimmer lag in einem anderen Flügel, dennoch konnte Matthias nicht glauben, dass niemand in dem großen Haus ihren Gesang hörte.

Es war ein liberales Haus, niemand hatte daran Anstoß genommen, dass sein Zimmer und Christines en suite lagen und sich ein gemeinsames Badezimmer teilten.

»Das ist also dein Verlobter, herzlich willkommen«, hatte es bei der Begrüßung geheißen, sehr direkt und herzlich, wenn auch ominös klingend, denn um die Zukunft hatte Matthias sich noch keine Gedanken gemacht, seit er in einem Hörsaal der Uni Aachen Christine kennengelernt hatte. Auch war ihm nichts Fremdländisches an dem Mädchen aufgefallen, das selbstbewusst, eloquent und ganz offensichtlich wohlhabend war, obwohl Christines Lust zu lachen und irgendein Tonus, eine Alertheit, etwas, das Matthias so ungeheuer lebendig an ihr vorkam, sie von den deutschen Studentinnen unterschied.

Erst als er Sam kennengelernt hatte, den Patriarchen, Charmeur, Ladies Man, Chirurgen, Klinikchef, Clanchef, Strippenzieher und Alleinunterhalter, der überhaupt nicht aussah, wie Matthias sich einen Araber oder sonstigen mittelmeerischen Typus vorstellte, wurde ihm auch klar, warum Christine, die Tochter einer Freiburger Musikerin und Gesellschaftslöwin und eines maronitischen Millionärs, zwar ungleich rassiger wirkte als

seine sonstigen Kommilitoninnen, aber eben keinesfalls wie das, was er sich unter einer Suleika vorgestellt hätte. Kopftuch (und Handschuhe) trug sie nur, wenn sie das MG-Cabrio steuerte und sie Ausflüge in die Eifel oder nach Belgien machten.

Und nun also war er hier im Libanon, nachdem sie ein gutes Dreivierteljahr zusammen waren, für die gesamten Semesterferien, arbeitete morgens und manchmal nachts als assistierender Lazarettchirurg und lebte nachmittags und abends im schönsten Haus, das er wohl je bewohnen würde, spielte Tennis, aß, trank, schwamm, fuhr Wasserski in der Bucht mit Blick auf die Raketen, liebte und lernte stilvoll zu leben, was ihm, dem Försterssohn aus Höchenschwand, nicht an der Wiege gesungen worden war.

Einmal in der Woche, ob Krieg oder Feuerpause, ob Beschuss oder Stromsperre, gab es einen Hausmusikabend, zu dem der Salon immer mit 20, 30 Menschen gefüllt war, denen die philippinischen Dienstmädchen aufwarteten. Trios, Quartette, Quintette – je nachdem, wie viele Musikergäste von außerhalb die Kriegssituation zuließ. Neben allem anderen lernte Matthias in diesen Monaten die deutsche Kammermusik kennen.

Sam und Marlene waren ein ehrfurchtgebietendes, ein bewunderungswürdiges, ein ideales Paar. Sie führten ein internationales, viersprachiges Haus, sie hatten trotz des Kriegs ein funktionierendes gesellschaftliches Leben, sie waren vielseitig interessiert und beschlagen, humorvoll und charismatisch, worauf vielleicht auch die Tatsache hindeutete, dass Sam, wenn sie zu mehreren waren, seine Frau »la patronne« nannte, worauf sie konterte, dass sie bei Wagner nie Migräne bekomme, höchstens Magenkrämpfe (Scherze, die an Matthias' naturwissenschaftlicher Bildung vorbeigingen).

In der Küche und den Parallelfloren schuftete unsichtbar wie die Hauselfen ein halbes Dutzend oder mehr Filipinos und Filipinas, um Sauberkeit und Perfektion aufrechtzuerhalten, und wenn die Gespräche (auch die zwischen Christine und Matthias) aufs Politisch-Grundsätzliche kamen, auf die Notwendigkeit von Gleichberechtigung, die Möglichkeiten des Sozialismus



oder die Lage unterdrückter Ethnien (hier waren die Palästinenser gemeint), so fanden sie doch stets auf dem unerschütterlich selbstverständlichen Boden einer Grundversorgung dieser utopischen Gesellschaften mit genügend Dienstboten statt.

Von Marlene wurde Matthias mit ähnlich freundschaftlichem Respekt behandelt wie die durchreisenden Künstler, allerdings doch ein wenig mehr wie ein junger Mann – wie ein Freund ihres Sohns, von Sam wie ein Mann, ein Kollege und ein Schwiegersohn auf Probezeit.

Die gute, manchmal fast ausgelassene, aber immer aufgeräumte Stimmung, die in der Familie herrschte, erstaunte Matthias umso mehr, als sie vor anderthalb Jahren einen fürchterlichen Schicksalsschlag hatte hinnehmen müssen: Christines älterer Bruder, der in Paris soeben sein in Gießen begonnenes Medizinstudium beendet hatte, war dort bei einem Motorradunfall ums Leben gekommen.

»Hier herrscht Krieg«, sagte Sam kopfschüttelnd zu Matthias, »deshalb haben wir die Kinder zum Studieren nach Europa geschickt, damit sie in Sicherheit sind. Aber es kommt wohl, wie es geschrieben steht.« Und dann fügte er, der atheistische Maronit, noch hinzu: »Inshallah.«

Woran Matthias sich nicht gewöhnen konnte, das war, dass alle Familienmitglieder von diesem Sohn und Bruder immer so sprachen, als habe er nur gerade das Haus verlassen oder sei kurz verreist. Nie hörte er in diesem Zusammenhang die Vergangenheitsform. Dennoch hätte er weniger aufgeweckt und feinfühlig sein müssen als er war, um nicht zu verstehen, dass sich jetzt alles umso mehr auf Christine fokussierte.

Da war die Klinik, die wuchs, dann die christliche deutsche Schule mit Kindergarten, die mit Sams finanzieller Hilfe unter der Schirmherrschaft der deutschen Botschaft von Marlene gegründet worden war, die dem Aufsichtsrat vorsah – alles das wollte vererbt, weitergegeben und weitergeführt werden, durchaus nach dem bewährten deutsch-libanesischen Prinzip.

Nach zweieinhalb Monaten schreckte Matthias manchmal nachts schweißgebadet aus dem Schlaf hoch, was nichts mit der

Sommerwärme zu tun hatte. Sie wollen sich einen Schwieger-  
sohn kaufen, dachte er dann. Und: Sie zahlen unvergleichlich  
gut.

Das dachte er immer öfter, bis er nicht mehr klar wusste, ob  
er liebte oder aufs Angenehmste korrumpiert wurde, nur war  
ihm bewusst, dass er irgendwann eine Entscheidung würde tref-  
fen müssen, bevor er nicht mehr in der Lage dazu war und an-  
dere sie für ihn trafen.

Natürlich liebte er Christine. Er hatte nie zuvor eine Freundin  
von solcher Lebendigkeit, solchem Flair und solcher Klasse ge-  
habt. Und in seinen klaren Momenten sah er ganz deutlich, dass  
er, sollte er das Angebot ausschlagen, das ihm auf dem Präsen-  
tierteller hingehalten wurde, auch nie wieder eine vergleichbare  
Frau treffen würde. Nicht so schön. Nicht so besonders. Nicht  
so reich.

Das Leben mit ihr, vor allem, seit sie hier im Bürgerkriegsliba-  
non waren, besaß eine höhere Intensität, eine höhere Dichtigkeit  
als das Leben zu Hause in der BRD, das im Vergleich verplant,  
vernagelt, verzagt, kleinmütig, ja irgendwie feige wirkte. Hier  
im Libanon, befreit vom Mehltau der Ordnungen, Traditionen,  
Anspruchshaltungen, Besitzstandswahrungen und der allumfas-  
senden Missgunst der Heimat, mit dem leichten, aber durchaus  
existenten Risiko, in eine Kugel zu rennen oder in die Luft ge-  
sprengt zu werden, atmete er eine prickelnde kohlenensäurehal-  
tige, ja champagnerartige Lebensluft ein – vivere pericolosa-  
mente, dachte er und fühlte sich wie ein Teil einer Starbesetzung,  
jedenfalls als eine Cinemascope-Version des Matthias, als der er  
aufgewachsen war.

Das war das eine. Das andere war, er hatte sich durchaus  
schon Gedanken über eine Zukunft mit Christine gemacht.  
Musste er denn – und er wusste, dass er, so denkend, einem  
überkommenen, konservativen Geschlechterbild aufsaß, für  
das Christine als moderne Frau gar keine Verwendung hatte –,  
musste er eine solche Frau denn nicht erobern, aus ihrem Kö-  
nigsschloss entführen oder zumindest mit einer Armee davor  
auftauchen, die ebenso imposant war wie die des Königs?

Denn er war zu dem bitteren Schluss gekommen, dass diese Zukunft nicht in Deutschland würde liegen können. Christine als Frau eines Assistenzarztes an einem deutschen Provinzkrankenhaus oder eines niedergelassenen Arztes in einer Kleinstadt? Undenkbar. Doppelt undenkbar, auch wenn er selbst in seinem Ehrgeiz sich in 20 bis 25 Jahren auf Augenhöhe mit Sam sah. Denn sie war nicht nur die Tochter dieser Familie, sie fühlte sich auch ganz als Libanesin, vielleicht umso mehr, als sie eine halbe Deutsche war. Wie sie ihn gedrängt hatte, sie endlich »in meiner Heimat« zu besuchen. Aber die Tochter ihrer Familie war sie eben auch, was Matthias jedesmal betrübt feststellte, wenn er erlebte, mit welcher Selbstverständlichkeit sie die Hausangestellten nutzte; eine Herrenattitüde, die in Fleisch und Blut übergegangen war, etwas, das Matthias in seinem Leben nicht lernen würde, etwas, mit dem man groß geworden sein musste, ohne dass jemals irgendjemand, den man kannte, ein schlechtes Gewissen darüber empfunden oder auch nur die Existenz eines solchen in Betracht gezogen hätte.

Matthias sah ganz deutlich, dass ihn, ließe er die Falle zuschnappen, hier ein gemachtes Bett erwartete. Gewiss, ein luxuriöses Kingsizebett mit Damastbezügen. Eine Karriere und Geld und Privilegien ohne Ende (an denen kein Bürgerkrieg und keine Revolution je etwas ändern würde). Und monströs viel Arbeit.

Ebenso deutlich sah er – und dafür musste er nur einen Blick auf Sam werfen, der damals 50 war: Hier würde er immer der Junior bleiben. Der Schwiegersohn, der Ersatzsohn, die Nummer zwei, die ihre Autorität ausschließlich von Sam empfing. Noch wenn er selbst 50 wäre und die Klinik nominell längst leitete und Sam 80, würden, sobald er eine Anordnung traf, eine Perspektiventscheidung fällte, erstmal alle Blicke zu dem Alten wandern, und erst wenn der unmerklich nickte, würden sie tun, was Matthias sagte.

Matthias litt nicht an Minderwertigkeitskomplexen, aber so viel Wirtschaft hatte er bereits studiert, dass er wusste: Hier entschied schlicht das Kapital. In diesem Libanon, in diesem Haus, in dieser Klinik und Familie würde er sein Lebtage nicht an Sam

vorbeikommen, selbst nachdem der Patriarch längst gestorben wäre. Und er würde sich immer die Frage stellen: Hätte ich es nicht auch aus eigener Kraft schaffen können?

Er hatte Christine nie gefragt, ob sie ihm folgen würde nach Deutschland und um ihrer Liebe willen auf all dies hier verzichten. Er wusste nur zu gut, wie ihre Antwort lauten würde, und wollte ihr die Peinlichkeit ersparen, lügen zu müssen. Am aller-schlimmsten wäre es allerdings, wenn ihr selbst das alles nicht klar war und sie im Überschwang der Gefühle Ja sagte.

Das Leben, der Sommer auf dem Berg über der schönsten Bucht des Mittelmeers, war zu aufregend, zu anregend, als dass Matthias diese Frage, diese Konfrontation, diese Entscheidung nicht so lange aufschieben würde, wie es irgend ging.

Das war die Situation, als Marlene bekanntgab, sie habe zwei ihrer alten Bekannten mit deren Männern zum Abendessen ge-laden.

Dieser Abend sollte der letzte sein, an dem die drei Liebes-paare, von denen in dieser Geschichte die Rede ist, einander sa-hen. Es ist die Geschichte dreier völlig verschiedener Frauen aus den unterschiedlichsten Regionen Deutschlands, mit dem unter-schiedlichsten familiären und sozialen Hintergrund, deren Ge-meinsamkeit darin bestand, dass sie, alle etwa gleichaltrig, ohne voneinander zu wissen, im Abstand weniger Jahre sich in ei-nen Libanesen verliebt hatten und ihm in den Libanon gefolgt waren.

Und noch eine Gemeinsamkeit hatten sie: Nach wenigen kur-zen Jahren im vermeintlichen Paris und Paradies des Orients brach der Bürgerkrieg los und veränderte ihr aller Leben von Grund auf.

Marlene war die mittlere Tochter eines Freiburger Ge-schichtsprofessors und musikalisch mit Abstand die begabteste der Familie. Sie war auch die rebellischste und politischste der Töchter, und um sie und ihre Zukunft machten die Eltern sich die meisten Sorgen. Sie ging nach dem Abitur aufs Konservato-rium, aber spätestens als sie 20 war, wurde ihr, wenn auch noch nicht ihrer Familie, klar, dass es für eine Solokarriere als Gei-

gerin nicht reichen würde. In einem durchschnittlichen Orchester zu spielen, eine Musikbeamtin zu werden, kam für Marlene nicht in Frage. Sie hatte große Pläne, und wenn sie an ein unüberwindliches Hindernis stieß, suchte sie in der großen weiten Welt andere Wege. Da traf es sich gut, dass das Quintett, in dem sie spielte, zu einer mehrwöchigen Tournee durch die Goethe-Institute der östlichen Mittelmeerregion geladen wurde. Es begann in Alexandria, die übernächste Station war Beirut, und schon auf dem Flughafen verliebte sie sich in den Duft des Landes. Nach dem Konzert verliebte sie sich sodann in den 30-jährigen Sam, der deutsch sprach, weil er einige Semester in Heidelberg studiert hatte, und der sich gerade anschickte, zum Chefarzt der kleinen Klinik zu werden, die sein Vater gegründet hatte.

Es war ganz einfach: Sie stand am Strand und blickte hinaus aufs Meer. Der kräftige weiße Stier näherte sich. Sein Auge war sanft und lang bewimpert, sein Körper muskulös wie der eines spanischen Miuras. Sein Fell spannte wie die seidene Haut einer stählernen Mechanik. Sie umkränzte seinen Hals mit Blumengirlanden, die sie dort am Fuß des Tempels von Byblos gepflückt und geflochten hatte. Er bedankte sich, indem er vor ihr auf die Knie sank. Übermütig packte sie ein Horn und schwang sich auf seinen Rücken. Sobald sie im Damensattel auf dem duftigen weißen Fell des massigen Tiers saß und ihm mutwillig die Fersen in die Seite stieß, stürmte er los, hinein ins schäumende und perlende Wasser, mit beängstigender Kraft und Schnelligkeit. Najaden und Wassermänner tauchten neben der Gischtspur auf, die er zog, und bliesen triumphierend in ihr Horn. Das mittelmeerische Wasser umschmeichelte warm ihre Füße und Schenkel. Immer weiter ging es hinaus, während der Reigen der Meerresgötter sie umspielte. Alles Wehklagen und Beten half nicht, er entführte und besaß sie.

Marlene brach die Tournee ab und blieb und schickte den Eltern dann eine Karte, auf der sie ihre Vermählung mitteilte. Hier war Sams Reich, die blühende, duftende, leuchtende Levante, die ihm gehörte und wo er mit einem Fingerschnippen regierte

und ihr eine Welt von Möglichkeiten öffnete, die sie mit deutscher Akribie eine nach der anderen realisieren würde.

Ein paar Jahre nach ihrer Heirat lernte sie bei einem Charity-Buffet in der Kirche Karoline und Younes kennen.

Karoline war wenige Jahre jünger als Marlene und so verschieden von ihr wie Wasser von Feuer. Sie kam aus einem Pfarrhaushalt im Taunus und war ein stilles und verträumtes, ein schüchternes und frommes Mädchen gewesen, das sich aus dem damals noch sehr strengen und unfrohen Protestantismus seines Milieus in die bunte Welt der Märchen aus 1001 Nacht geflüchtet hatte, mit ihren Kalifen und Helden, die abends auf geflügelten Pferden in das kleine Zimmerchen kamen, in dem Karoline lag, um sie in eine bunte und strahlende Welt zu entführen, in der keine Schuld und keine Erbsünde auf ihr lastete, sondern Gutes mit Gutem und Böses mit Bösem vergolten wurde.

Nach dem Abitur schrieb sie sich an der Universität Bonn für Orientalistik und Islamwissenschaft ein, eine der sehr wenigen Studentinnen, die damals diese Fächerkombination wählten. Im zweiten Jahr machte sie ihre erste Reise in den Sonnenaufgang, was zugleich ihre erste Reise außerhalb Deutschlands war. Alleine, mit einem Rucksack und wenig Geld, umgeben vom Schutzpanzer vollkommener Naivität und Jungfräulichkeit, der sich als hilfreicher herausstellte als jeder Diplomatenpass. Sie reiste nach Istanbul, lernte dort freundliche Menschen kennen, die sie zu Familienmitgliedern nach Kars schickten. Von dort fuhr sie weiter nach Iran, und von Teheran über Maschhad nach Afghanistan. Ihre zweite Reise führte sie über Syrien und den Irak nach Saudi-Arabien. Die dritte nach Pakistan, Indien und Bangladesch. Eine kürzere Reise in den Maghreb machte ihr klar, dass ihr die Arabische Halbinsel und die dortige Mentalität näherstanden als Nordafrika. Im Laufe ihres Studiums und ihrer Reisen kristallisierte sich heraus, dass sie als Dissertationsprojekt eine Sammlung und Klassifizierung arabischer Märchen vornehmen wollte. Sie erfuhr die warme Gastfreundschaft, die ihr überall entgegengebracht wurde, als lebensverän-

dernd. Um aktuelle Politik kümmerte sie sich wenig. Der Orient, ein Rückert'scher Orient, war ihre blaue Blume.

Und dann sah sie am Schwarzen Brett ihrer Fakultät eine Ankündigung: Der Theologie-Doktorand Khalil Jean Younes aus dem Libanon, der in Lille promoviert und ein Semester als Französisch-Lektor in Bonn zu Gast ist, trägt eigene Lyrik unter dem Titel *Die Botschaft der Nachtigall* vor. Karoline ging in den kleinen Seminarraum, in dem die Dichterlesung stattfand, und sah einen leisen, zurückhaltenden, ein wenig linkischen Mann in Schwarz, der aussah wie der junge Omar Sharif, zugleich einem träumenden Faun glich, und der Traum, in dem er lebte, war ein ökumenischer Musenhain. Ein christlicher, utopischer, merkwürdig zwischen den Zeiten, zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart hängender Romantiker von altfränkischer Höflichkeit, rehägiger Naivität und stiller Glaubensglut. Er schien zwar körperlich präsent, aber sein Geist schweifte derweil in einer reinen und unschuldigen Vorzeit, die ganz offensichtlich so nur in ihm selbst existierte. Seine Gedichte, mit gedämpfter Stimme in einem scharfkantigen, kieseligen Französisch vorgelesen, wirkten auf Karoline wie eine Kreuzung aus Saadi und Novalis.

Es waren nur zwölf Leute in dem kleinen Raum, Karoline saß als Einzige in der ersten Reihe und hatte alle Mühe, den großen, zarten, männlich-weiblichen Pan zu betrachten. Danach kaufte sie sein dünnes Bändchen, lud ihn, weil er ein wenig hilflos herumstand, zu einem Kaffee in die Mensa ein und schlug ihm vor, seine Gedichte, die sie tief angesprochen hatten, ins Deutsche zu übersetzen.

So begann diese Liebe als Arbeitsgemeinschaft. Ihr Sinnbild sollten später die beiden im 90°-Winkel aneinandergerückten Schreibtische im gemeinsamen Studierzimmer werden, die sich berührten wie die Schläfen eines keuschen Paares. Anfangs gewährte der Balkon dort in Jounieh noch einen Blick aufs Meer hinab, irgendwann wuchsen dann überall am Hang vielstöckige Hochhäuser empor wie Pilze nach dem Regen, und die Aussicht reichte nur noch bis zum gegenüberliegenden Küchenbal-

kon und nach unten, oder anders gesagt: in die Vergangenheit. Diese von Büchern, Manuskriptpapier, Tuschfässern und Federhaltern bedeckten Schreibtische, der eine aus blondem Eichen-, der andere aus Lindenh Holz, befruchteten und inspirierten einander. Fragen, Antworten, Ermutigungen, Scherze und Trostworte flogen zwischen ihnen hin und her, und wie das Gehäus eines heiligen Eremiten oder die Klausen eines Scholasten war es erfüllt vom süßen, etwas stockigen, blumigen Duft des Geistes – in diesem Fall des Geistes des alten Orients, der so nie anderswo als eben in der Gemeinschaft von Jean und Karoline existiert hatte.

Dass diese Gemeinschaft nur im Orient würde gelebt werden können, war beiden von vornherein klar, ohne dass darüber ein Wort verloren werden musste. Die blaue Blume wuchs ausschließlich im Tal des Adonis, wo das Haus von Jeans Vätern stand.

Dorthin wurde Karoline einmal eingeladen, als Freundin der Familie, aber sie wollte zuerst ihr Studium beenden, bevor sie heirateten, und Younes wollte zuerst heiraten, bevor er sich ordinieren ließe, da entsprechend dem Konkordat der Maroniten mit Rom zwar ein verheirateter Mann nach wie vor nach dem lange geltenden Vir-probatus-Prinzip Priester werden konnte, der Vatikan aber durchgesetzt hatte, dass ein Priester nicht mehr heiraten durfte. An einem der ersten Tage fuhr er mit Karoline hinauf bis zur Quelle des Nar-Ibrahim und zeigte ihr das rote Wasser des Frühlings, jedes Jahr nach der Schneeschmelze blutgetränkt von den Wunden des Adonis, zum Zeichen, dass er, der Zerrissene, wieder für ein halbes Jahr auferstanden war. Sie pflückten keine blauen, sondern die karminroten Anemonen, die hier wuchsen, und die Astarte, seine Geliebte und Mutter, mit seinem Blut getränkt hatte, als der verwegene Jäger vom eifersüchtigen Gott des Kriegs in Gestalt eines wilden Ebers aufgespießt und gemordet worden war.

Adonis und Astarte, der Gemarterte und die weinende Mutterbraut, wurden zu den ersten Gevattern dieser Liebe, aber sie sollten nicht die letzten sein.

Die Seelsorge ernährte ihren Mann nicht, und so fand Jean



irgendwann Arbeit als Lokalkraft am Goethe-Institut, und dort lernten sie eine weitere junge Deutsche kennen, die als Sprachlehrerin im weißen Haus in Manara unter dem alten Leuchtturm eine Anstellung gefunden hatte.

Das war Beate. Und sie und ihr Mann Mahmoud bilden das dritte Liebespaar unserer Geschichte.

Beate und Mahmoud hatten sich in der Kantine des Bayerischen Rundfunks in München kennengelernt. Beate finanzierte ihr Studium der Bibliothekswissenschaft mit ihrer Stimme, die tief, sonor, rauchig und erotisch war, vor allem, wenn sie heiser lachte, und sie lachte gern. Sie wurde als Sprecherin eingesetzt, für den Wetterbericht, für Ansagen und Nachrichten, und lebte ansonsten in der Schwabinger Studentenboheme.

Aber einen Mann wie Mahmoud hatte sie dort noch nie getroffen. Oh, von diesem kühnen Löwen von Tripoli, von diesem stolzen Adler soll gleich die Rede sein!

Mahmoud war bereits ausgebildeter Kameramann, als sie sich kennenlernten, er war Gaststudent an der Hochschule für Film und Fernsehen und ein Bewunderer des Oberhausener Manifests. Daneben verdiente er sich Geld als Kabelträger oder Gaffer bei der Bavaria. Er war stark, mutig, ja übermütig und tollkühn und voller Stolz, aber er war auch von vollkommener, gentlemanhafter Höflichkeit und einer Ritterlichkeit gegenüber Frauen, die, wie Beate rasch erlebte, keine altorientalische Konvention war, sondern Ausdruck von Respekt und vor allem der Überzeugung von derselben Würde aller, ob Frau oder Mann, Kind oder Erwachsener, Bettler oder Millionär, Dummkopf oder Weiser. Außerdem war er, wie Beate erfuhr, als sie das erste Mal intim wurden, von einer behutsamen, sinnlichen Zärtlichkeit, wie sie nur ein Mann besitzen kann, der an keinen versteckten oder kompensierten Komplexen leidet, sondern frei ist, sich zu verströmen. Erste Liebe und Heiratsantrag folgten binnen weniger als 24 Stunden.

Bei Mahmoud und Beate schien es zu Anfang weniger klar als bei den anderen beiden Paaren, wohin sich ihr Leben geografisch entwickeln würde. Sie fühlten sich wohl in München, und Mah-

mouhd genoss die Freiheit von seinem Familienclan, auch wenn der Levantiner in den deutschen Wintern dahinwelkte wie eine Schnittblume. Entscheidender waren im München jener Jahre der unterschwellige und der offene Rassismus, der Mahmoud und auch Beate entgegenschlug. Als sie in der kleinen Zweizimmerwohnung in Giesing, die sie gefunden hatten, einmal einer Dame im Treppenhaus begegnete, fuhr die sie, ohne den Blick zu heben an: »Du ausg'schamte Araberhur', du ausg'schamte!« Oder Mahmoud wurde bei Dreharbeiten von einem Regieassistenten aufgefordert: »He Ali, hol mal die Kabel.« Tiefer ging, dass selbst diejenigen der Redakteure und Verantwortlichen, die weniger primitiv waren, ihm nichts zutrauten, Angst hatten, ihm teure Gerätschaften anzuvertrauen, und so wirkten, als fürchteten sie entweder, er würde das Zeug klauen und verticken oder aber als ungebildeter Orientale schlicht nicht in der Lage sein, es sachgemäß zu bedienen. Was umso lächerlicher war, als Mahmoud ein wesentlich besserer, einfallreicherer und erfahrenerer Kameramann war als irgendeiner der Festbeschäftigten. Doch genau das wurde bald klar: Auf eine Festanstellung im deutschen öffentlich-rechtlichen Rundfunk oder auch bei einer Produktionsfirma konnte Mahmoud nicht hoffen.

Als Beate ihn das erste Mal in seine Heimat begleitete, hielt er nach einer Stunde Fahrt am Straßenrand an und bat sie, die Fensterscheibe zu öffnen. Die leichte Brise vom Meer brachte ihn zuverlässig heran, und der unvergleichliche, süßsaure, intensive, sonnige, in der Nase prickelnde Duft, der die ganze Ebene südlich von Tripoli erfüllte, verströmte sich und erfüllte alles, Auto, Luft und Himmel, wie eine lebenspendende Droge. Kurze Zeit darauf dann tauchten sie ein in das grüne, sonnenbehangene Paradies, das bis zum Horizont reichte und bis ans Meer hinunter und bis an die ersten Häuser, die Orangenplantagen Tripolis, und Beate stieg hinaus, lief hinein, drehte sich um sich selbst wie eine Tänzerin, am liebsten hätte sie sich ausgezogen und jeden Baum umarmt, neugeboren in diesem Augenblick, angerührt, gezeichnet vom Sonnenzauber gab sie ihr Herz der phönizischen Landschaft, der Wiege der Zivilisation.

Mahmoud hatte früh seinen Vater verloren und seine Mutter im Kindbett bei ihrer letzten Geburt und fand sich bald, aus einer konservativen, vielköpfigen, sunnitischen Familie stammend, als das nominelle Oberhaupt eines Clans aus Schwestern, Nichten, Neffen, Tanten, Onkels und Großmüttern, die, sobald wichtige Entscheidungen anstanden oder Zwistigkeiten zu regeln waren, auf sein Wort warteten und zählten. Privatleben war in Tripoli ein Fremdwort und eine Unmöglichkeit. Aber Mahmoud war ein moderner Mensch, und er wollte ein modernes Leben führen, unabhängig und anonym, wie er es in Deutschland schätzen gelernt hatte. Deshalb zogen er und Beate nicht in seine Heimatstadt, wo er, trotz des rasenden Wachstums, der permanenten Zerstörung und des zyklischen Neubauens, jede Gasse, jeden Souk, jedes Stück Ufer und den Fluss, in dem er als Kind noch gebadet hatte, kannte, sondern in die Freiheit der Kapitale.

In den ersten Jahren hatte zwischen den drei Frauen, die es in den Orient und in die Hände von Orientalen verschlagen hatte, eine enge Freundschaft geherrscht. Sie waren und gaben einander Heimat. Gemeinsam feierten sie deutsche Weihnachten mit Christbaum und Stiller Nacht und deutsche Ostern mit Bach und bunten Eiern. Aber recht bald schon lockerten und dehnten sich die Beziehungen. Zu unterschiedlich waren die drei Frauen, zu unterschiedlich waren ihre Männer, zu unterschiedlich das jeweilige Umfeld, die soziale Stellung, die politische Überzeugung. Eine libanesische Identität, die Gemeinschaft hätte stiften können, existierte damals nirgendwo im Land.

Dann brach der Krieg aus, der jeden Menschen zwingt sich zu bekennen.

Jean fuhr jeden Tag über die Grenzlinie, um das Goethe-Institut zu öffnen, wo er mittlerweile arbeitete, und es selbst zu einem Leuchtturm des Geistes in Zeiten des Ungeists zu machen. Karoline wartete auf ihn, sammelte und übersetzte Märchen. Führen sie nach Yachouche, verzweifelte Younes daran, wie die Nachbarn, die seit Jahren friedlich zusammenlebten, sich gegenseitig die Fenster einwarfen oder die Schafe und Ziegen töteten.

Die Schiller'sche Brüderlichkeit, die für ihn pure Realität und Handlungsanweisung war, beschwor er vergebens. Sie verfiel nicht. Wenn er in der Kirche rief: »Brüder, überm Sternenzelt *muss* ein lieber Vater wohnen!«, drohte man ihm Prügel an.

Mahmoud wurde vom deutschen Fernsehen, das sich plötzlich für den Libanon interessierte, als Lokalkraft engagiert. Eigentlich sollte er nur mit Sprach- und Ortskenntnis helfen und zutragen, aber es dauerte keinen Monat, da drehte er die Filme, die dann in den deutschen Nachrichtensendungen zu sehen waren. Niemand ging so weit nach vorne, niemand ging so nah ran, und die deutschen Korrespondenten, die halb aus Angst, halb aus schlechtem Gewissen und mit dem Abenteuergefühl zynischer alter Graham-Greene-Alkoholiker an der Bar des Commodore beim Whisky auf sein Material warteten, um dann vor dem Gebäude ihren Kommentar zu seinen Bildern einzusprechen, an Stellen, wohin kein Scharfschütze zielen und wo keine Querschläger landen konnten, dankten es ihm und wussten, was sie an ihm hatten.

Aber mit seiner klug kalkulierten Kühnheit stürzte er Beate in ein jahrelang dauerndes Stahlbad permanenter Furcht, das sie, wie sie selbst spürte und fühlte, schneller altern ließ als ein ruhiges Leben zu Hause, und das sie dennoch oder deswegen als die intensivste, die sinnlichste, die wachste und lebendigste Zeit ihres Lebens wahrnahm. Gestundete Zeit, bis zu absoluter Reinheit destilliert, von der jeder Tropfen so bitter wie köstlich schmeckte.

Jedes Glas Wein, jede Zigarette, jedes Gedicht, jede Wolkenformation über den Rauchschwaden der Einschlüge, der Anblick von Schnee im Gebirge, die Sonne auf einem 2000 Jahre alten niedergestürzten Säulenkapitell, der Geschmack eines Apfels, die Konsistenz von Labne, die Farbe von Arrak – alles war schmerzhaft schön, lebenswichtig und unvergesslich.

Marlene weigerte sich, nur weil Krieg war, das gesellschaftliche, das zivile Leben aufzugeben. Sie spann Fäden, sie intensivierte die Beziehungen zur deutschen Botschaft und zur immer mehr schrumpfenden deutschen Gemeinde, sie fand Finanziers

für die Schule, sie half Sam, das Krankenhaus profitabler zu machen, und so lebten die Freundinnen sich im Laufe der Kriegsjahre auseinander.

Es gab keine offenen Konflikte, aber politische Einschätzungen, Loyalitäten, Sympathien entfernten sie voneinander, sie verkehrten in unterschiedlichen Schichten und Kreisen, und die Männer hielten nicht viel voneinander. Sam hielt Mahmoud für einen verkappten Revolutionär und Palästinenserfreund und Jean für einen Träumer und Spinner. Mahmoud Sam für einen Falangisten, und ob Younes die beiden anderen überhaupt wahrnahm, ob und wie sie in sein Weltbild des vergangenen Jahrhunderts passten, ist unklar. Nur dass er sie natürlich als Geschöpfe des einen Gottes achtete wie jeden anderen, vom Präsidenten bis zum Ziegenhirten.

Das war die Konstellation, als die drei Paare auf Einladung Marlenes nach langer Zeit wieder zusammentrafen, nicht ahnend, dass es das letzte Mal sein würde.

Sie hatte es mehrfach angeregt und versucht, immer war etwas dazwischengekommen, der Krieg oder die Arbeit, nun aber fanden sich alle im Laufe des Nachmittags auf der großen Terrasse ein, und auch das vierte Paar war zugegen, die Zukunft, Christine und Matthias. Weder die Younes noch Mahmoud und Beate hatten Kinder.

Es hatte offenbar irgendeine Unstimmigkeit gegeben zwischen Matthias und Christine, sie nahm neben ihrer Mutter Platz, und Matthias zog sich einen zusätzlichen Korbessel an den Tisch, um nicht neben Sam sitzen zu müssen. Bis der ein paar Minuten nach den anderen erschien (der wichtigste Mensch in der Runde darf, ja muss sogar einen gesonderten Auftritt nach den Übrigen haben), begann die Sache aber tatsächlich nicht richtig. Keiner bestimmte ein Thema, keiner sprach einführende Worte. Sam präsierte nicht nur ganz selbstverständlich eine jede Runde, er animierte sie auch. Er war Herz und Seele jeder Zusammenkunft, an der er teilnahm. Es gibt Menschen, die erstrahlen im kleinen Kreis, unter sechs oder acht Augen, so jemand war Mahmoud. Es gibt welche, die bleiben in einer Gruppe unscheinbar

und stumm, aber glühen in der Erinnerung nach, so war Khalil-Jean. Sam jedoch strahlte desto heller, je größer die Gruppe war, dann sprühte sein Charisma Funken. War man alleine mit ihm zusammen, dann ging es immer nur um Konkretes: Arbeit, Entscheidungen, Befehle, Hinweise. Kein Mann für die Metaebene, kein Philosoph oder Denker, aber ein begnadeter Strippenzieher, Menschenfänger und Kommunikator, dachte Matthias, der aus den Augenwinkeln fasziniert und neidvoll beobachtete, wie er das Glas hob, Beate zu ihrem Kleid Komplimente machte und dabei wohlgefällig auf ihre Beine sah, Mahmoud nach der Situation in Tripoli und dem Ergehen seiner Familie fragte (alle solche Dinge wusste er und behielt, was er einmal gehört hatte) und Karoline fragte, ob sie *Der Kellner und die Königstochter* schon übersetzt habe.

Während die Filipinas Kaffee und Kuchen servierten, als wäre es Sonntagnachmittag in irgendeinem deutschen Garten bei einem Familientreffen, studierte Matthias mit einer Mischung aus Bewunderung und Furcht die Gesichter der drei Männer, die sich über den Anschlag auf die amerikanische Botschaft unterhielten, der hier im Haus alle Glasscheiben hatte klirren lassen.

Es waren andere Männer als die zu Hause, tiefere Linien waren in ihre Gesichter gegraben, die Stirnen waren gefurchter, aber die Lippen auch voller – sie schienen durchbluteter. Aber was den Ernst unter der jovialen Oberfläche betraf, fühlte Matthias sich an seinen eigenen Vater erinnert, der ein Jahr lang in Russland gekämpft und dann fünf Jahre Lager dort überlebt hatte.

Zum ersten Mal verstand und erkannte er ihn auf eine Weise wie nie zuvor: ein Leben in permanenter Gesellschaft des Schicksals. Angst, Abstumpfung, Zynismus, Lebengier, kühle Verantwortung, Bitternis, Reife, Fatalismus, Abgeklärtheit – er fühlte sich so viel weicher als diese Männer, aus einem anderen, moderneren, hautschmeichelnderen, kleidsameren, aber definitiv weniger haltbaren Material gemacht. Zugleich auch ihnen überlegen, heutiger, ballastfreier, weniger archaisch, weniger geerdet und gefesselt. So will ich nicht werden, dachte er und sah zu-

gleich die zerfetzten Menschenleiber vor sich, deren Blutungen er stillen musste, deren Gliedmaßen er annähte oder absägte, deren Adern und Gefäße er flickte. So nicht, aber will ich denn lieber einer der weichen und unschuldigen deutschen Kindmänner meiner Generation sein?

Auch Christine war anders als die drei Frauen, anders auch als ihre Mutter, und doch zugleich ein Produkt dieses Landes und dieses Krieges; als Tochter der Gewinner ebenso gezeichnet wie sie es als Tochter aller der Verlierer gewesen wäre. Und hielt er sie im Arm, wog sie so viel schwerer als alle deutschen Mädchen, die er gekannt hatte.

Und dann nahm er wieder Sam in den Blick und sah ganz deutlich, an diesem Mann würde er nie vorbeikommen, bliebe er hier. Der war wie ein reißendes Wasser, und es zu durchwaten oder zu durchschwimmen, um ans eigene Ufer zu kommen, ein völlig absurder Gedanke. Seine Gewalt würde dich einfach mitreißen.

Die Erwachsenen – Matthias dachte tatsächlich »die Erwachsenen« – machten weiter kein Aufhebens von dem jungen Paar, das im Gegensatz zu den Älteren nicht nebeneinander saß. Sie würden den Stab aufnehmen, die deutsch-libanesische Kombination weiterführen, in die Zukunft, in die Friedenszeit hinein. Jung und voll Zukunft, was soll man sich da für Gedanken machen. Niemand stellte ihre Union in Frage. Matthias überlegte, welche der drei so unterschiedlichen Frauen wohl am tiefsten die Identität des Gastlandes angenommen hatte und welcher der drei Männer es am ehesten in Deutschland aushalten würde.

Karoline lebte trotz des Krieges im Libanon wie in einem Buch, wie in einem der Märchen oder der klassischen Erzählungen, die sie sammelte und übersetzte. Sie nahm den Krieg zwar wahr – wie auch nicht, umso mehr als Jean in ständiger Lebensgefahr schwebte, aber in einer tieferen Schicht ging dieser Krieg sie nichts an. Sie lebte zwischen Göttern und Helden des Mont Liban, in einer altfranzösischen, kultivierten Kolonialzeit, zwischen Bauern und Mönchen, die Quellnymphen des Nar-Ibra-

him flüsteren ihr zu, und Adonis starb und erblühte im Kreislauf der Natur.

Wie so viele sensible Naturen ihrer Generation hatte sie spätestens nach den Auschwitz-Prozessen innerlich mit ihrem Heimatland abgeschlossen – nicht etwa mit der Familie oder der Natur oder den Landschaften, aber mit Deutschland als Nation. Zu viel Horror, zu viel Schuld, und so wie andere junge Frauen mit ›Aktion Sühnezeichen‹ in ein israelisches Kibbuz gingen und Grapefruit pflückten, ging sie in den Orient – nur eben nicht in den tatsächlichen. Beide beklagten sie den Hass zwischen den Konfessionen, der der Vorwand für ganz andere Kämpfe war, dabei war es für Karoline doch ein und dieselbe Gegend, nämlich das Land, durch das der Erlöser gewandert war. Er war nach Sidon und Tyrus gekommen, herunter vom Galil – 2000 Jahre waren ihr wie ein Tag, an dem immer wieder das Numinose sich ereignet und nicht etwa erinnert wird, und vielleicht, dachte Matthias, war sie gerade deswegen in ihrem Herzen am deutschesten geblieben von den drei Frauen.

Marlene dagegen erinnerte ihn an die Pioniersfrauen im Wilden Westen, die ihren Planwagen mit Kindern und allem Hab und Gut unverdrossen in Richtung Sonnenuntergang steuern. Sie suchte Neuland. Sie kam aus der Alten Welt, deren Werte sie selbstbewusst mit im Gepäck führte, und krepelte die Ärmel auf, um zu tun, was getan werden musste.

Ihr Heim war ihre Wagenburg, sie war die einzige der drei, die sich nicht darum scherte, Arabisch zu lernen, denn mit jedem zivilisierten Menschen im Libanon konnte man französisch sprechen und mit den halbzivilisierten – den Arabern – immerhin noch Englisch. Aber so sehr sie die blieb, die sie war, ließ sie sich doch viel mehr auf das konkrete Land ein, in dem sie jetzt lebte: Handwerkersorgen, Bakschische, Absprachen und Verabredungen, klug eingesetzte Korruption, ein lockeres Zeitmanagement, all das lernte sie und musste doch im Entscheidenden nichts verlernen, denn das Leben mit Sam brachte keinen Kulturschock, es war ein Leben nach deutschem und europäischem Muster, mit europäischer Literatur, mit europäischer klassischer Musik



und Philosophie, mit den entsprechenden technischen und hygienischen Standards – und was orientalisch war, das war das bessere Essen, die heiterere Tischgesellschaft, das wärmere Mittelmeerklima. Der Krieg – nun ja, nun gut, wir wissen auch, was Krieg ist! –, dieser hier war etwas chaotischer, unübersichtlicher, idiotischer und zweckfreier als unserer – und natürlich zerstörte er, was sie ihm übelnahm, die Stadt, in die sie sich verliebt hatte, zerstörte und arabisierte sie. Aber wenn man nicht in der falschen Gegend wohnte und politisch nicht den Kopf zum Fenster rausstreckte und finanziell nicht völlig auf dem Trockenen saß, ließ sich auch dieser Krieg überleben – inshallah.

Am meisten von den dreien hatte Beate ihre Identität abgelegt und sich in eine orientalische, in eine arabische, ja fast in eine moslemische Frau verwandelt. Das lag natürlich an ihrer Ehe. Sie und Mahmoud waren ein Paar, das ineinandergriff wie zwei Zahnräder. Auch in ihrer politischen Überzeugung hatten sie einander gefunden. Beate hatte als junges Mädchen die Schwabinger Krawalle miterlebt, eine Weile in einer Kommune verbracht, sie war entsetzt und angewidert von der deutschen Vergangenheit und Gegenwart, die sie für eine restaurative hielt. Mahmoud kam aus der Bewegung des panarabischen Sozialismus, die 1967 ihre traumatisierende Niederlage erfuhr, und unterstützte die palästinensische Freiheitsbewegung als Paradigma eines progressiven politischen Kampfes, worin er sich mit Beate traf. Er hielt den Vorkriegslibanon für das korrupte ausgelagerte Bordell der Franzosen, einen Staat wie Kuba unter Batista. Den Beginn des Bürgerkriegs erlebte er wie Castros Befreiung. Es waren euphorische Tage, bevor die Ernüchterung einsetzte.

Mit ihm lernte Beate die politisch gleichgesinnte Avantgarde der jungen Schriftsteller und Lyriker kennen, darunter auch Kadmos und seine Freunde. Theatermacher und Musiker gingen bei ihnen ein und aus, es wurde politisiert und diskutiert und 1982, als Kadmos während der Besetzung Beiruts von den Israelis gefangengenommen und zwei Tage lang gefoltert wurde, kam er nach seiner Haft zuerst zu ihnen, und Beate pöppelte ihn wieder auf.

Aber sie tauchte nicht nur in die aktuellen Konflikte und Auseinandersetzungen ein, sondern zugleich in die älteren und bleibenden Strukturen, nämlich immer dann, wenn Mahmoud als Familienoberhaupt nach Tripoli fuhr und sich wie ein Pate die Fragen und Sorgen und Hilfsersuchen der Clanmitglieder anhörte. Die Frauen seiner Familie taten, was Beate nie tun musste und wozu er sie kein einziges Mal aufforderte: Sie gehorchten. Gewiss zu ihrem Besten, aber wenn sie in Tripoli waren, spürte Beate ihr von Mahmouds Familie ein verhaltenes Gefühl der Fremdheit, vielleicht des Misstrauens und des Neids entgegenschlagen. Denn Mahmouds Verhältnis zu ihr war ein anderes. Nicht nur war es ganz selbstverständlich, dass Beate arbeitete und dass alle Entscheidungen gemeinsam abgestimmt wurden, nicht nur achtete und respektierte Mahmoud sie in der Öffentlichkeit demonstrativ, er war auch im Privaten kein anderer und schon gar kein Despot. Er kochte, wusch, machte die Betten, versäumte nie, ihr frische Blumen mitzubringen, wenn er von Aufnahmen an der Front nach Hause kam, und er besaß, was Beate an ihren Freunden in Deutschland stets vergeblich gesucht hatte und was gerade einer freien Frau wie ihr das Kostbarste an ihm war: Würde. Er hatte die ruhige Würde eines Mannes, der keinem etwas schuldet und keinem etwas beweisen muss. Er würde eine Beleidigung nicht stehenlassen, sie wusste von zwei, drei Gelegenheiten, er konnte furchtbar werden, aber seine Ausstrahlung freundlicher Ruhe und natürlicher Autorität sorgte dafür, dass nie jemand sie oder ihn beleidigte. Verglichen mit ihm wirkten die deutschen Männer, die sie gekannt hatte, alle wie Jugendliche, die Reife und Abgeklärtheit nur spielten, und in seiner Gegenwart fühlte sie sich sicher und unverwundbar, selbst wenn ringsumher die Kugeln pfffen, was ihnen dank Mahmouds Tollkühnheit mehr als einmal passierte.

Aufgrund dieser natürlichen Würde und seines ebenso natürlichen Anstands nahm auch alles, was Mahmoud ausmachte und umgab, für Beate diese Würde an: die arabische Welt mit ihren Traditionen, die schäbige Schönheit Tripolis, die Religion, aus der er kam (wenn er sie auch nicht praktizierte), sein Volk,

sein Boden, die Sitten, die Gastfreundschaft und das lange und empfindliche Gedächtnis.

Ein Mann wie Sam war als Christ und Millionär schon vor dem Ausbruch des Krieges der natürliche politische Gegner gewesen, und daran hatte sich im Laufe der Auseinandersetzungen, vor allem nach Sabra und Schatila, wenig geändert. Wobei Mahmoud natürlich als Mitarbeiter des deutschen Fernsehens zu faktischer politischer Neutralität verpflichtet war – was allerdings persönliche Parteinahme nicht ausschloss. Aber auch diese Parteinahme war in den aufeinanderfolgenden Enttäuschungen, Verraten, Gaunereien und Desillusionierungen hypothetisch geworden. Dass man den Kampf der Palästinenser guthieß, galt, wenn sich die Front gegen Israel richtete, nicht aber, als Arafat mit seinem korrupten Clan versuchte, den Libanon bis hin zu seiner kompletten Zerstörung für seine Zwecke zu instrumentalisieren. Dass die armen Schiiten aus dem Süden mehr Rechte und mehr Anteil an den Entscheidungen des Landes bekamen, war gerechtfertigt, nicht aber die Morde der Amal-Milizen.

Zum Zeitpunkt dieser Einladung bei Marlene hatten auch Mahmoud und Beate jegliche politisch-revolutionäre Leidenschaft verloren, genauso wie die meisten anderen ihrer denkenden Freunde. Aber es waren nicht nur die landesfremden Mächte, die wie im Dreißigjährigen Krieg in ihrem Kampf um Einfluss ein Land zerstörten und zur Geisel nahmen, die Mahmoud mehr und mehr das Gefühl gaben, nur ein Spielball zu sein, ein Sklave seiner Zeit und nicht ihr Herr, Ähnliches spielte sich im Kleinen auch bei seinem Arbeitgeber ab, dem deutschen Fernsehen. Der gleiche Rassismus und der gleiche Dünkel der Ahnungslosen, der ihn schon aus München vertrieben hatte, wiederholte sich jetzt hier in Sätzen wie: »Reicht es denn nicht, wenn er uns an die Orte fährt, wo es was zu filmen gibt, muss er denn auch das Material anfassen? Das ist doch ein Risiko.« Oder: »Er soll uns mal ein paar Tips geben, die kennen sich doch hier alle irgendwie, die Brüder.« Solche Sätze fielen keineswegs hinter seinem Rücken, sie wurden ganz offen geäußert, als verstehe er die Sprache ohnehin nicht, und sie kamen von Menschen, für die er

nicht nur die filmischen Kastanien aus dem Feuer holte, sondern die er, trauten sie sich denn einmal aus dem Commodore hinaus, in ihrer völligen historischen und geografischen Ahnungslosigkeit auch noch davor bewahren musste, Opfer eines Hinterhalts, eines Snipers oder auch nur eines Hitzschlags zu werden. Nur der alte Alkoholiker und Fahrensmann, der offizielle Korrespondent, der nach ein paar Jahren wegen battle-fatigue und Zirrhose abgelöst wurde, hatte Mahmoud abends nach dem 12. Whisky an der Hotelbar tränenreich gestanden, er schäme sich vor ihm und blicke zu ihm auf, der wahre Korrespondent sei er.

Der Nachmittag und der Abend jetzt verliefen aber leidlich friedvoll und friedfertig, es war nur kurz zu einem Wortwechsel zwischen Sam und Mahmoud gekommen, als es um die Syrer ging, den aber Younes mit einem Friedenssermon gelöscht hatte. Jetzt saß Mahmoud neben Matthias, der auch ein Filmnarr war, und unterhielt sich mit ihm über Fritz Lang. Mahmoud war ein Fan und hatte vor einigen Jahren Beate geholfen, fürs Goethe-Institut eine Retrospektive auf die Beine zu stellen. Jetzt fragte er Matthias, ob er auch Peter Lorres Film *Der Verlorene* kenne, aber Matthias schüttelte den Kopf.

Mahmoud berichtete ihm über den erstaunlichen Weg aus einer jüdischen Familie der österreichisch-ungarischen Provinz übers Straßentheater und *M* bis nach Hollywood und von seinem Emigrantenunglück, als er nach dem Krieg mit dem *Verlorenen* versuchte, im deutschen Kino Fuß zu fassen, und wie alle zurückkehrenden Emigranten, die keine Stalinisten waren und in der DDR unterkamen, mit eiskalter Schulter empfangen wurde. Auch Lang selbst hatte es kein Glück gebracht, auch kein künstlerisches, auf eine Zusammenarbeit, Zusammengehörigkeit mit den zerstörten deutschen Seelen zu hoffen. Das wirkliche Exil, sagte Mahmoud, lässt sich nicht rückgängig machen, nicht umkehren, und da glaubte Matthias zu verstehen, warum ein Leben in Deutschland für Mahmoud keine Option sein konnte. Du musst mit den deinen untergehen, auch in Unrecht und Schuld, sonst hören sie dir nie wieder zu.

Auch Karoline, Beate und in geringerem Maße Marlene wa-

ren für ihre alte Heimat auf immer verloren. Zwischengänger im Vakuum zwischen den Kulturen, der einen tief entfremdet, an die andere nur durch ihre Männer wirklich gebunden.

Am nächsten Tag reiste Matthias ohne Ankündigung ab, der Flughafen war gerade offen, wer weiß, wie lange, mittags saß er im Taxi, abends flog er ab. Und kehrte nie wieder in den Libanon zurück.

## Der Urmord

Wie aber ging die Geschichte der drei Paare weiter, nachdem er fort war?

Oder sollte die Frage eher lauten: Woher kam sie, lange bevor er da war? Denn wenn wir danach gehen, wohin sie blicken, dann stellen wir fest, dass die Menschen in unserer Geschichte aus uralter Tradition heraus zwar in die Zukunft hinein leben, aber die Augen, das Gesicht, die gesamte Vorderseite, dem Frühen, den Ursprüngen zuneigen. So dass die Zeit sie sozusagen von hinten durchströmt, und der Horizont, den sie, in ihr voranstrebend, sehen, der sich entfernende der Anfänge ist, wogegen sie die Zukunft im Rücken haben. Was auch nur logisch ist, denn die Zukunft kann keiner sehen, alles Augenmerk liegt auf dem Ursprung des Seins.

Und in diesen fünfzehn Jahren des unerklärten, mörderischen Krieges, in dem sich ein Land auflöste und neu zusammensetzte auf dem Leichenfundament der Getöteten, in diesen Jahren, die unsere Paare zu überleben versuchten, ohne zu töten und zu Opfern zu werden, setzte sich doch nur fort, was die Landschaft (wie viele andere) seit den Ursprüngen erlebt hatte. Und da unsere Blicke, während uns die Zeit durchfließt, zurückgehen, spähen wir einmal voraus ins Urfrüheste, um mitzuerleben, wie es alles begann, versuchen wir, zu den Tagen der Ewigkeit zurückzuwandern, als alles noch an seinem seit jeher ihm zugewiesenen Platz war – und doch auch schon Blut floss wie heute.

Die Landschaften, auf die die Menschen blicken, haben sich nur unwesentlich geändert. Das tiefblaue Meer leuchtet seit jeher in dieser Farbe, die Trompeten der Purpurschnecken am Strand schimmern noch immer in gelblich-rötlichen Tönen, die schneeweißen Kuppen des Atlas schweben über dem Wolkenmeer, die karge, tiefeingeschnittene, von Bach- und Flusstälern und Schluchten gekerbte Hügellandschaft unter dem Mittelmeerhimmel ruht im staubig grauen Ocker, und im Frühling strahlen die Ginsterblüten wie kleine, von ihren grünen Lanzetten aufgespießte Sonnen. Seit urvordenklicher Zeit kauert die Landschaft wie eine Herde dicht beieinanderliegender Ziegen zwischen Meer und Hochgebirge, gekrönt von den Zedern, biegen sich die Dornbüsche im Wind, seit langem sind die kleinen rotbraunen Äcker angelegt, wird die Erde kultiviert im Sonnenbecken der Bekaa-Ebene.

In dieser zitternden Luft kann man nicht nur weit in die Landschaft blicken, sondern auch weit in die Zeitentiefe, und unsere Paare schreiten in ihr durch ein Land des Handels und des Krieges, der Opfergaben und des Blutzolls, und mit ihnen schreiten die Götter, die sich in dieser Region der Erde seit jeher wohlfühlen und schon vor dem Beginn der Zeiten sich hier ihre irdische Wohnstatt gesucht und ihre Opfersteine errichtet haben.

Am wenigsten sichtbar sind die jüngsten Götter dieser Erde und dieses Himmels, die ungeborenen, einzigen, die unbegrenzte Macht haben und dem Menschen unbegrenzte Macht über die Erde, die Tiere und die übrige Schöpfung verliehen haben. Jene absoluten Götter, die in Wüsteneien von eigenbrötlerischen, von Allmacht faszinierten Asketen hervorgedacht werden mussten, um sich schließlich gegen die Älteren, Simpleren und Sinnlicheren durchzusetzen und ihren Platz einzunehmen. Jene Götter, die Herrschaft in die Welt gebracht haben, ihre Herrschaft und die der Menschen. Die Regeln aufgestellt haben: richtig oder falsch, Sünde oder Heil, für mich oder gegen mich. Vielleicht halten sie sich bewusst unsichtbar und abseits, um ihre ältere Verwandtschaft zu verleugnen, ihre Genealogie, die immer ein wenig peinlich ist.

Aber andere sind hier und gehen neben den Menschen einher, lassen sich opfern und leben ihr Götterleben mit Frau und Kindern, sind Heldengötter, sind Stadtgötter und Schöpfergötter, sind Kämpfer wie die Sterblichen, und wie sie hungrig nach Fleisch und Blut.

Eine Zeitlang siedelten in dieser Weltgegend bevorzugt Götterfamilien, die zu Beginn des Jahres Heilige Hochzeit hielten und deren Kinder geopfert und zerstückelt wurden, ins Totenreich hinabstiegen, wieder ans Licht heraufkamen, um dasselbe Schicksal im kommenden Jahr wieder zu erleiden. Allerdings waren die Familien nicht immer so reinlich in Generationen zu trennen. Der hier in der Gegend als Schöpfergott angebetete El, dem später noch eine große Karriere bevorstand, begattete seine Tochter Ascherath, welche göttliche Braut und Tochter sogar noch mit seinen zukünftigen Inkarnationen weiterlebte. In Els Nähe herrschte das Geschwister-Götterpaar Anat und Baal, der El in mehreren Städten später den Rang ablief. Die Große Mutter mit dem Kind, das geopfert und zerrissen wird und in die Nacht hinabgesenkt, um daraus wieder aufzusteigen, hat es den männlichen Göttern hier lange schwergemacht, ihr patriarchalisches Recht zu behaupten, und war eine solche Persönlichkeit, dass bis zum heutigen Tage keiner ganz von ihr und ihrer Geschichte lassen will.

Einiges spricht auch dafür, dass der geopfert Sohn Baals, des Herrn, der im Flusstal oberhalb von Younes' Haus getötete Adonis ist, und dass es Mot war, der Gott der Unterwelt, der ihn in Gestalt des reißenden Ebers tötete. Es laufen in der Tat so viele Götter durch diese Landschaft, die zum Teil auch dieselben unter verschiedenen Namen sind, dass es auf unserer Pilgerreise gegen den Horizont der Ursprünge des Mordens und Blutvergießens zu ratsam wäre, sich einen von ihnen zum Cicerone zu nehmen, am besten einen, der sich in der Gegend und ihrer Geschichte und Vorgeschichte gut auskennt und aus eigenem Erleben oder wenigstens als Zeuge über die blutbesoffene Genealogie des Tötens und Opfern referieren kann, aus der sich alles religiöse Empfinden und Denken entwickelt hat.

Nun denn, ihr Pilger zum Urhorizont, dann will *ich* mich euch andienen, auch wenn ich kein Urheber blutiger Riten bin, denn viel zu spät in der Zeit und zu zivilisiert bin ich bereits, um dem angeborenen Hunger auf Fleisch oft nachzugeben. Aber ich kenne mich hier aus, seit recht langer Zeit, und da ihr in euren Reihen den begnadeten Sänger meiner Stadt zählt, lasse ich mich ihm zu Ehren herbei, Patron und Gott der Purpurschönen, der ich bin.

Gestatten, Melkart, Baal von Tyrus, Stadtkönig, Feuer des Himmels, Herr der See, Bringer der Fruchtbarkeit, Schutzpatron des Handels, Gatte der Astarte und Vater des Eschmun oder Adonis, mit dem ich manchmal auch in einem genannt werde; andere Städte nennen mich Tammuz oder Dumuzi, da auch ich die Welt von oben und von unten kenne und meine Erfahrungen mit Mot und der trüben Tiefe habe.

Es ist allerdings von mir ein weiter Weg hinaus zu den Ursprüngen, die euch interessieren. Zu dem Ort, wo die Gewalt in die Welt gekommen ist. Waren es die blutrünstigen Menschen, die unseren göttlichen Appetit auf die Lebensflüssigkeit vorgeschoben haben, um ihr Tun vor sich selbst zu rechtfertigen? Oder waren wir es, die ihnen das Exempel setzten? Die frühesten Hetzmeuten sucht ihr, die ältesten Sündenböcke, den Urmord und die Uropferung und den ersten Altar der rituellen Schlachtung von Mensch und Tier und den Rausch des dampfenden Bluts? Die erste Nachahmung sucht ihr, die Urmimesis, um euch zu erklären, warum die Menschen erstechen, erschießen, köpfen, in die Luft sprengen und als sublimstes Opfer, als absolutestes Opfer auch sich selbst zerstückeln im großen Schlachtritual?

Oh, wir könnten, wolltet ihr vorwärtsgehen von meiner Zeit aus statt rückwärts, recht bald an den entgegengesetzten Punkt kommen. Zu ihm, der eigentlich der letzte sein wollte, der sich blutig opferte, um den Kreislauf zu beenden, die Spirale zu kapfen. Zu dem Nazarener, nach dessen Tod doch eigentlich der Urzustand des Paradieses wiederhergestellt war. Nun ja, wie sagen die englischen Touristen, die hier bis zum Ausbruch des Krieges so zahlreich durch die Tempelruinen stolperten: Nice try.



Aber ihr glaubt auch nicht an die Fermate und daran, dass sich damals etwas geändert habe, ihr schlagt mit mir als göttlichem Führer die andere Richtung ein. Es kostet aber auch euch etwas, euch meiner Dienste zu versichern. Betretet meinen Tempel zwischen der goldenen und der smaragdnen Säule. Mit Weihrauch wird es nicht getan sein, auch nicht mit einem Lamm oder gar einem Stier. Ich will einen Menschen auf dem Stein bluten sehen, ein Kind – denn darum geht es euch doch, das wollt ihr doch herausfinden. Bringt mir also eines – in Zeiten von Krieg und Katastrophen fällt auch von mir der Zivilisationsfirnis ab.

Ich danke euch, der Rauch stimmt mich gnädig, es duftet, und es soll mir munden.

Trocknet eure Tränen, alle Menschen müssen sterben, und nicht jeder zu einem so noblen Zweck. Wohlan denn, to the elements.

Beginnen wir mit der Frage nach der Ekstase des Mordens. Warum muss das Blutvergießen immer mit solch einem Zeremoniell tiefer Bedeutung verbrämt werden? Warum wird es heilig genannt? Warum ist es zum Ritual geworden? Warum verwandeln wir uns zum Blutvergießen in andere, als wir sonst sind? In Falle des Krieges und noch gar des Krieges um Religion in eine Schar heiliger Krieger? Warum, anders gefragt, beginnt alles, alle Ordnung, mit einem Mord? Oder beginnt sie vielmehr mit einem Sühneopfer für einen Mord? Und warum tötet auch, wer sühnt? Oh diese tiefen Fragen nach dem Ursprung der Schöpfung, die ihr stellt!

Besuchen wir meinen Vorfahrn, El, den starken Stier, der die Erde erschuf, indem er an der Quelle, worin die beiden Göttinnen badeten, zunächst mit seiner Lanze einen neugierigen Vogel tötete, ihn dann von den Frauen zubereiten ließ, um ihnen nach dem Mahl beizuwohnen, nicht eben freiwillig, wie die Legende geht, so dass sie, Athirat und Sapsu, niederkamen, die eine mit Saha, der Göttin der Morgendämmerung, und die andere mit Salim, ihrem Bruder, dem Gott der Abenddämmerung. Und so konnte es Abend werden und wieder Morgen: der erste Tag.

El, der mächtige Bulle, hat die Gewalt, über Leben und Tod zu entscheiden, und wenn sein Sohn Baal, also ich, den Meerergott Yam töten will, brauche ich seine Erlaubnis. Aber versteht, so einfach ist es nicht, dass der oberste Gott das Töten befiehlt oder gestattet und dann eine Befehlskette bis hinab zum Menschen die Taten ausführt. Auch der Gott, und das ist das Mysterium, muss sterben. Auch der herrliche Stier wird wieder und wieder geopfert, denn eines müsst ihr am Beginn unserer Reise verstehen: Den Göttern opfert man, aber zuletzt ist das Opfer der Gott. Ihr kennt das Gleichnis vom Schmetterling und der Flamme. Ich bin das Licht, worein sich der Falter begierig stürzt, bin auch der trunkene Schmetterling, der der Flamme verfällt, und bin zuletzt die Kerze, die ihren Leib hergibt, damit das Spektakel von Werden und Vergehen stattfindet.

Wandern wir also nord- und ostwärts von Tyrus hinauf über Saida und Beirut und Jounieh und Byblos und hinauf nach Tripoli. Überschreiten wir die Berge und steigen in die fruchtbare Ebene hinab, wieder übers Gebirge nach Damaskus und dann hinauf nach Hama, nach Homs, nach Aleppo und Ugarith. Folgen wir dem Halbmond nach Osten, den Ölfeldern entlang bis Babylon und Uruk und Ur. Ihr kennt die Landschaften und ihre Gottesschönheit und Gotteseinsamkeit und die Kriege und Kämpfe und die Blutspur, die den Halbmond rot leuchten lässt, so wie der Handel und Austausch, die Lebensspur, ihn wieder blank wischt.

Denn lange vor El, weiter im Osten, in den Marschen bei Ur, ward die Welt schon einmal erschaffen, vom ältesten der Götter, die mir bekannt sind, durch einen Mord.

Denn am Anfang, als es Himmel und Erde noch nicht gab, sondern nur das Wasser, das salzige und das süße, wurde schon gezeugt und getötet. Apsu der Uranfängliche, und Tiamat, die sie alle gebar, der Drache, die Seeschlange, das strahlend schöne Ungeheuer, zeugten Ea, der größer wurde als sein Vater und ihn tötete und wiederum Marduk zeugte, den Wind, den Donner, den mit den 50 Namen, der das flammende Schwert bringt, der die Schicksalstafeln trägt. Ihn will Tiamat vernichten, ihn will

sie mit einem Krieg aller gegen alle überziehen. Aber die anderen Götterkinder heben Marduk auf den Thron, vorausgesetzt er zieht gegen das Ungeheuer, und das tut er, mit Pfeil und Bogen, mit Keulen und Blitzen, mit den elf Winden, mit Sturmflut und Viergespann. Er hat sich einen Bogen geschnitzt, die Pfeilspitzen geschärft, er packt seine Keule, er wirft mit Blitzen um sich, er weiß, er wird alles brauchen gegen seine Feindin, er wandelt seinen Körper zur Flamme, er knüpft ein Netz, um Tiamat darin zu fangen, er befiehlt den vier Winden, sich zu erheben und erschafft zur Sicherheit noch sieben schreckliche Wirbelstürme, dann hebt er die Arme und lässt die Regenflut steigen. Er springt auf seinen Sturmwagen, gezogen von vier giftspeienden Flügelrossen. Er trägt den Fluch auf den Lippen und die Hände voller Kräuter, um sich vor den Verwünschungen der Göttin zu schützen.

Tiamat speit Feuer und schlägt rasend um sich, aber Marduk spaltet sie in zwei Hälften und tötet sie, und aus der einen Hälfte mit Kopf und Brust, die er nach oben schleudert, formt er den Himmel, und aus der anderen Hälfte mit dem stachelbesetzten Schwanz formt er die Erde,

Und nachdem so viel Blut geflossen ist, formt Marduk die Menschen aus dem vergossenen Blut und dem Wissen um Zeugen und Töten.

Und der Mensch erinnert sich, dass er aus dem Blut von Blutaten erschaffen ist, und führt selbst Kriege, wie Marduk es tat und opfert Blut für besseres Gelingen und Sieg. Soweit, so gut, sagt ihr, so wurde durch Els Vergewaltigung und vor ihm durch Marduks Mord die Welt und der Mensch erschaffen, der morden muss, weil es ihm im Blut liegt. Sind wir dem Urhorizont nahe genug gekommen? Reicht euch diese Erklärung?

Nein? Ihr meint, der sich verdüsternde Horizont des Beginns sei immer noch ebenso weit entfernt wie zuvor, und auch Marduk und seine Stadt seien schon späte Erscheinungsformen eines noch viel älteren, viel uranfänglicheren Prinzips?

Dann aber muss unser Weg ins Chaos führen und ins Tohuwabohu, in die Dunkelheit des Menschen, als es noch keine

Städte gab und keine Tempel und keine Altäre, keine Kultur und keine Religion, keine Zivilisation. Auch keine Äcker und Viehweiden, nur das Land und das Meer und ein paar wenige gebückte Gestalten, die noch kaum Menschen zu nennen sind und von Wurzeln und Beeren leben und dem, was die Natur übriglässt.

Was vermögen sie? Wenig bis nichts. Nur zeugen, töten und sterben.

Aber sie haben doch schon gelernt, ihr eigenes Aas zu vergraben und die Antilope und den Hirsch zu jagen. Sie treiben sie vor sich her, Männer und Weiber, die stolzen, schönen, flüchtenden Tiere, und zwei werfen einen Speer, und das Tier erstarrt im Sprung und bricht zusammen, und voller Schrecken sehen sie seine Augen erlöschen. Und dieser Anblick macht ihnen bewusst, dass sie Schuld auf sich geladen haben, indem sie ein lebendiges Wesen wie sie selbst welche sind, getötet haben, um ihrerseits zu leben.

Habt ihr einmal das Auge eines lebenden Tiers brechen sehen, das ihr selbst getötet habt? Habt ihr die verständnislose, ergebene Frage in diesem sich leerenden Auge gesehen? Was geschieht mir? Warum hört es auf? Habt ihr die ohnmächtige Demut des Tiers wahrgenommen, das spürt, dass sein Leben endet? Wenn ja, dann kennt ihr das abgründige Grausen, das den Jäger neben und unterhalb der Euphorie ergreift, das Bewusstsein von Bruder-, von Kindermord. Aus diesem Grauen im Triumph entsteht das Sühneopfer, entsteht der Opfergedanke. Und der Rauch des zweimal getöteten, des geopferten Tiers steigt zum Himmel und weckt uns auf.

So, mit der Jagd und dem Töten und der Schuld, begann es alles.

Es sei denn, wir einigen uns darauf, dass Schuld ein relativ spätes, ein zutiefst kulturelles Phänomen ist. Denn ist es nicht so, dass man schon recht weit gekommen sein muss in der Beschäftigung mit sich und seiner Seele, in der Anschauung des Kosmos und des Lebens, dass man schon viele Geschichten von Leid und Unrecht gehört haben muss, um angesichts seiner Taten und Un-

terlassungen ein schlechtes Gewissen, ja überhaupt ein Gewissen zu entwickeln? Oder hätte Gott uns das Schuldbewusstsein wie einen Radiowecker ins Herz gepflanzt, der ab dem Moment, wo Adam die Augen aufschlägt, zu klingeln beginnt jedesmal, wenn wir Unrechtes tun?

Falls aber nicht, sind wir mit der Schuld des Jägers noch immer ein Stückchen vom Horizont der tiefsten Nacht entfernt.

Nein, in der tiefsten Nacht der Vorzeit, da gab es das Gefühl der Schuld noch nicht. Oder besser gesagt, es gab noch nicht das Schuldbewusstsein des Tötenden. Wenn es Schuld gab, dann lag sie beim Bock, beim Opfer.

In diesen Urgründen der Menschwerdung gab es zwischen den Gestalten, die zweibeinig gingen und Beeren sammelten und Aas fraßen und erst kaum einmal gemeinsam ein lebendes Tier erlegt hatten, nur zweierlei: die Gemeinschaft und die Rivalität. Den Neid und die Arbeitsteilung. Der Neid war noch früher da als die Arbeitsteilung. Sofern sie schon ein Bewusstsein hatten, diese zerstreuten Menschen, blickten sie einer auf den anderen und dachten: Ich will sein wie du. Ich will haben, was du hast. Mein Anteil soll größer sein als deiner. Und als dieser Wunsch unabweisbar und unwiderstehlich wurde, da geschah der Mord.

Und es rumorte gewaltig am Abend in der Höhle, nicht nur war der erste Mord geschehen, es wurde auch sogleich das Konzept der Blutrache ersonnen, bis dann einer der Versammelten, ein Unbeteiligter, einer, der weiterblickte, sah und erklärte, dass die Sippe sich selbst nur schwäche und die Idee hatte, ein Ventil zu finden für den Zorn, einen Schuldigen, zum Beispiel den hinkenden Einäugigen (der ohnedies ein Hindernis war bei Jagd und Flucht). Der hatte es eingeredet und eingegeben, der musste büßen, um wieder Frieden zu schaffen. Er stachelte die Erregten auf, und das Gebittel und Gebettel des Bocks machte sie nur zorniger. Und dann erhoben sie sich, alle gemeinsam, und drangen auf ihn ein, im Schutz der Gruppe, und schlugen ihn nieder, legitimiert und aufgestachelt ein jeder von der Gemeinschaft, der vorige Mörder schlug gemeinsam mit dem Weib des eben

Ermordeten zu. Und als der Einäugige reglos lag, kam wieder Frieden in die Horde. Sie sahen ihn da liegen, und der Prediger kniete sich vor dem Kadaver nieder und befahl ihn zu verbrennen zu Ehren der Mächte. Und so wurde das Opfer der Meute ein Gott, und der erste Gott war ein Getöteter.

So begann eure Geschichte mit Neid und Nachahmung und Mord und Vergöttlichung.

Wer von euch ist es, der jetzt immer noch in die Nacht hinein-deutet und behauptet, das sei noch nicht der Anfang gewesen, wir hätten den Beginn noch nicht erreicht?

Unersättlich ist euer Bestreben! Noch immer bekommt ihr den Geruch des ersten Blutes und des ersten Rauches nicht aus der Nase, und immer noch glaubt ihr, es müsse noch ein Ersteres geben als das Erste! Verflucht sei euer heilloser Erkenntnisdrang, aber kommt mit auf die allerletzte, die ultimative Wanderung, hinab in den tiefsten Kreis, wenn euch nicht graut.

Nun habe ich euch bis zum Horizont geführt, zur ersten Grenze. Berührt sie, ihr Ungläubigen, dahinter ist nichts mehr. Hier kann ich kein Gott mehr sein, ein Gott braucht ein denkendes Gegenüber. Mir graust vor dem Anblick: Seht, wie sie da hocken, behaart, halbe Tiere noch, in undurchdringlicher Dunkelheit, sprechen nicht, starren einander an, krümmen die Finger zu Gesten, berühren einander, wärmen sich gegenseitig in der schwarzen Nacht. Halbtot vor Angst und Furcht, vor Heulen und Zähneklappern.

Sie essen und sie zeugen und sie sterben. Sie selbst sind das Aas, das herumliegt, und von dessen Resten sie sich ernähren, nachdem der Gott mit dem Rachen und den Hauern und Klauen sein Blutmahl beendet und sie diesmal verschont hat.

Sie verstehen nichts, außer dass sie sterben müssen, dass sie alle sterben, kaum geboren oder ein wenig später. Früher oder später endet jeder von ihnen zwischen den Zähnen, im gähnenden Schlund des grausamen, mächtigen Gottes.

Sie staunen die Gestirne an, von denen keine Antwort kommt, und haben Angst. Angst und Grauen und Verständnislosigkeit sind ihr Leben. Nachts wie tags verstecken sie sich in ihrer voll-

kommenen Ohnmacht. Sie sind keine Menschen, sie sind die ohnmächtigsten Geschöpfe der Welt.

Und dann kommt der Tag, der alles ändert. Die Sonne geht auf. Und eines der Wesen erhebt sich und sieht vor seinem inneren Auge den mordenden und verschlingenden Gott, dem sie alle ausgeliefert sind, und vergeht fast im vorausgefühlten Angstschmerz des Gefressen- und Heruntergewürgtwerdens und Sterbens.

Und plötzlich ist der Gedanke da, diesen herrlich-fürchterlichen Gott mit den Klauen und Zähnen und dem Rachen, in dem sein Leben verschwinden wird, nachzuahmen, es ihm gleichzutun.

Und er schleicht sich auf das andere, ihm gleichende Wesen zu, das noch schläft, und schlägt ihm mit einem Stein den Schädel ein, trinkt sein Blut und schlägt dann im Rausch die Zähne in das warme Fleisch. Und er spürt seine Ohnmacht schwinden, er spürt sich bis zum Himmel wachsen, er spürt, wie ihn die Angst für einen Moment verlässt, das Grauen vor dem Sterben, die Furcht vor der Berührung, der Verfolgung.

Einen Moment lang jubiliert er, genießt er, ist er eins mit seiner wahren Bestimmung.

Es ist der erste Mord, die Urnachahmung, die Mimesis mit dem mordenden, fressenden Gott. Es ist unwiderstehlich. Die permanente Todesdrohung und Todesfurcht hat die Ablenkung des Todes auf einen andern zum allertiefsten Bedürfnis gemacht. Dem nachzukommen dieses Wesen erst zu einem Menschen macht.

So hat der Gott den Menschen erschaffen. So und nicht anders.

Ihr aber, bevor ihr wieder, nach dieser Umkehr, rückwärts in die Zukunft taumelt und fällt, lasst euch von mir sagen, dass ihr nicht die Gewalt heiligen sollt, den friedensbringenden Mord am Opferbock, sei er Mensch oder Tier. Bedenkt die Ohnmacht, aus der ihr kommt, und heiligt die Ohnmacht. Verbrüdet euch nicht gegen das Opfer, sondern mit ihm. Das sage ich euch, der göttliche Stier, dem geopfert wird und der geopfert wird seit der Morgenfrühe der Zeiten.

## Die Götter

Und nun zurück in die Jahre vor dem Abkommen von Taif, in die Jahre der täglichen Blutopfer diesseits und jenseits der Green Line.

Wie haben die drei Paare, die einander nicht mehr sehen sollten, den Rest der Todeszeit, der Mordjahre verbracht? Welchen Preis mussten sie den entfesselten Göttern bezahlen, welche Opfer an Leib und Seele mussten sie bringen, um diese Jahre im Fleisch und im Geist zu überstehen?

Für die Younes begann es bei einem Konzert in Jounieh. Sie saßen in der vierten Reihe, eine Sängerin gab einen Liederabend mit Mendelssohn- und Schumann-Liedern und hatte soeben *Das Lied der Suleika* begonnen: »Wie mit innigstem Behagen, Lied, empfang' ich deinen Sinn! Liebevoll du scheinst zu sagen: dass ich ihm zur Seite bin«, da ertönte eine Alarmsirene, sofort darauf setzten Explosionen ein, und dann gab es eine ohrenbetäubende Detonation, der Putz rieselte von der Decke, und es riss die Türen aus ihren Angeln. Der Saal wurde evakuiert, bis der Angriff zu Ende war, dann kehrte das Publikum geschlossen zurück, die Sängerin klopfte sich den Staub vom Kleid und schüttelte sich die Haare aus, der Pianist fegte die Mauerbröckchen vom Steinway, und der Abend wurde unter großem Applaus zu Ende geführt.

Dennoch entschlossen sich die Younes am nächsten Morgen, Karoline für eine Weile in Sicherheit zu bringen, nach Deutschland, bis wieder eine ruhigere Phase des Bürgerkriegs käme. Der Flughafen war gesperrt, ohnehin war kein Durchkommen nach Süden, und nur am kleinen Yachthafen von Jounieh fuhren Boote nach Zypern.

Offenbar hatte der letzte Angriff viele zermürbt. Die Kaianlagen und die anschließenden Straßen und Plätze sahen aus wie ein Flüchtlingslager. Menschen saßen, lagen, hockten auf Bänken, Bordsteinen, auf Koffern, Tüten, Ballen, Alte, schreiende Kleinkinder, bärtige Männer mit tiefen Furchen im grau bestop-



pelten Gesicht, juwelenglitzernde Damen im Pelzmantel. Alle Boote waren überbucht, überfüllt, tuckerten bedenklich tief im Wasser liegend aus der Hafenmole hinaus. Man handelte, man schacherte, Geldscheinbündel wechselten von Händen in Brusttaschen, Verzweifelte und Ungeduldige versuchten, im Moment des Ablegens an Bord zu springen.

Karoline ließ alles, den Blick nach innen gerichtet, mit einer ruhigen Würde über sich ergehen, obwohl sie inmitten Hunderter anderer auf dem offenen Boot stehen musste, unter freiem Himmel, rings um das Steuerhaus, dem einzig überdachten Raum des Kutters. Nach zwei Stunden auf See, im Dröhnen und Vibrieren der Maschine, im Gestank nach Diesel, im Krängen und Stampfen des Boots, längst war es dunkel, die Nacht fällt hier ja wie ein Vorhang, kam Seegang auf, das tiefliegende Boot kämpfte gegen die Wellen an, Gischt brandete über die Borde, erst zu hören als Brausen, dann aus der Dunkelheit herausbrechend wie Geisterreiter, wie sich türmende Schemen. Rasch waren alle bis auf die Knochen durchnässt, Kinder schrien und weinten, Frauen wimmerten, Männer stöhnten auf, nur die erzwungene stickige, stinkende Nähe der Körper wärmte ein wenig. Dann wurde den ersten von der Mischung aus Geschaukel, Zigarettenqualm und Dieselgestank übel, bald allen, zunächst versuchten die Höflichen noch, nach außen zu gelangen, um sich über die Reling zu übergeben, aber dazu war es zu eng, bald kotzte jeder einfach vor sich hin, auf die eigenen Schuhe, auf die Schuhe und die Hosen der anderen, im Stehen, kniend, im Sitzen, keiner achtete mehr darauf, wohin der Schwall ging, oder sah noch, welche Spuren im Gesicht hängenblieben.

Der Skipper und sein Helfer im Steuerhäuschen lachten sich kaputt, während sie abwechselnd eine Flasche Arrak an den Hals setzten und rauchten, was das Zeug hielt. Alle Versuche der Passagiere, mit ihnen ins Gespräch zu kommen, um etwas zu bitten, lehnten sie mit obszönen Gesten von drinnen ab, ohne auch nur die Tür zu öffnen.

Irgendwann lag eine klebrige Kinderhand in der Karolines, irgendwann war sie wieder fort. Karoline schief im Stehen, ihr

Kopf war auf jemandes Schulter gesunken, wann immer der andere sich bewegte, schreckte sie hoch, aber die Menschen standen so eng, dass sie nicht fallen konnte. Das Wimmern und Jammern wie von trauernden Sirenen hörte überhaupt nicht mehr auf, grundierte das halbe Wachsein und das halbe Träumen.

»bin gut angekommen stop keine probleme stop flug deutschland heute abend stop«, telegrafierte Karoline am nächsten Tag aus Larnaka und bezahlte auch noch ein weiteres Wort: »liebe«.

Younes fuhr jeden Tag, an dem die Gefechtslage es zuließ, ins Goethe-Institut unter dem Leuchtturm von Manara. Er selbst war der Leuchtturm. Der Krieg dauerte an, ›Giti‹ blieb offen. In seiner freien Zeit werkelte er an dem Familienhaus im Adonistal. Er wollte es so sehen, wie die alten Häuser der Gegend auf alten kolorierten Zeichnungen aussahen: erbaut aus großen ockerfarbenen Steinquadern, mit einem leuchtend roten flachen Walmdach, mit einer großen weinüberlaubten Terrasse als Sommerwohnzimmer und einem großen steinernen Saal mit Mosaiken auf dem Boden und starken Deckenbalken, hoch und kühl, als Treffpunkt für die Familie und die Freunde, ein Raum, in dem sich auch 60 Menschen nicht auf den Füßen stehen würden.

Es wurde eine ökumenische Baustelle. Christliche Dachdecker aus dem unteren Adonistal und moslemische Zimmerleute aus dem oberen. Steinmetze, Fliesenleger, Dachdecker und Klempner. Und christliche Fanatiker aus dem unteren und moslemische Fanatiker aus dem oberen Adonistal warfen die Scheiben ein, klauten Dachziegel und sprühten Hassparolen auf die Mauern.

Der Glaser wurde Younes' engster Freund, er bezahlte ihn mit Tauf- und Trauungsgottesdiensten in der kleinen Kapelle des heiligen Seman, in der er einmal im Monat die Messe las.

»Wir sind alle Kinder desselben Gottes«, sagte er dann, zog den Glockenstrang, der ihn einen Meter in die Luft hob, und der Schall und Schwall ergoss sich zwischen den Muezzinrufen hinab ins Tal.

Um nach Westbeirut zu kommen, nahm er ab Antelias meist die alte Uferstraße, die hinter Bourj Hammoud im Hafen in die

Innenstadt mündete. Hier gab es weniger Straßensperren und Kontrollen, und sie wurden laxer gehandhabt. Wenn er konnte, stellte er den alten Citroën in einem leeren Container ab, bezahlte einem Jungen ein paar Münzen dafür und überquerte die Demarkationslinie zu Fuß, um hernach in eins der Sammeltaxis zu steigen, die nach Manara und Raouché fuhren.

An diesem einen Tag gab es am Ende des Hafens eine neue Straßensperre. Syrische Soldaten zwangen ihn mit vorgehaltener MP aus dem Auto. Er musste sich breitbeinig vor das Auto stellen, die ausgestreckten Arme aufs Dach gestützt, mit dem Rücken zu den Syrern. Den ersten Schlag auf seinen Rücken sah er nicht kommen und erwartete er nicht. Ein zweiter Schlag traf auf seinen Hinterkopf. Er hörte das Gelächter der Männer wie aus weiter Ferne, ihren Spott, ihre sexuellen Zoten.

In diesem Moment schob sich eine Wolke vor die Sonne, alles wurde dunkel, und ein Nebel stieg auf, der dem beobachtenden Blick alles verbarg, was in der nächsten Stunde geschah.

Das Wunder war, wie es ihm gelang, zurück nach Jounieh zu fahren, wo er sich selbst ins Krankenhaus einlieferte. Die gebrochene Nase wurde gerichtet, der Kieferbruch mit Draht stabilisiert, die Schürf- und Brandwunden desinfiziert und verbunden und die inneren Verletzungen behandelt. Als Karoline, die angerufen worden war, zurückkam, war er bereits wieder zu Hause. Fünf Tage später stand er wieder an der Baustelle im Adonistal, eine Woche darauf fuhr er wieder ins Goethe-Institut. Aber er war nicht mehr derselbe Mann. Sein Haar ergraute binnen eines Monats. Ein leichtes Handzittern blieb und zeigte sich in Momenten der Aufregung. Er sprach nie über jenen Vormittag. Karoline drang nicht in ihn. Er schrieb ein Jahr lang kein Gedicht. Es brauchte Monate, wahrscheinlich Jahre, bis seine Seele vernarbt war, und weitere Jahre, bis die Narben nicht mehr bei jeder Gelegenheit schmerzten, dass ihm der Schweiß aus den Poren trat.

Die Prüfung von Mahmoud und Beate kam aus heiterem Himmel, unerwartet wie alle Prüfungen und Katastrophen. Es geschah gerade nichts Neues im Krieg, und das deutsche Fern-

sehen war auf die Idee gekommen, zwischen all den Bildern von Explosionen und zerstörten Gebäuden zur Auflockerung einen kulturellen Beitrag zu senden. Als Ortskraft mit geographischen und historischen Kenntnissen wurde Mahmoud allein zu einem Tagesausflug ins bergig zerklüftete Hinterland von Tyrus geschickt, um eine phönizische Ausgrabungsstätte ins Bild zu setzen. Er hatte gebeten, seine Frau als Tontechnikerin mitnehmen zu dürfen, und versprach sich ein schönes gemeinsames Wochenende, wie man es sich auch im Krieg mit ein wenig Umsicht, Vorsicht und Planung durchaus schaffen konnte.

Es war die Stunde Pans, als sie den Wagen in einem Dorf abstellten und den steinigen Fußweg hinaus zu der Grabungsstätte begannen. Still, heiß, schattenlos, menschenleer.

Das Areal bestand aus mehreren verschalten Gräben entlang einer Felsflanke, die eine Siedlung aus der mittleren Bronzezeit freilegte, mitsamt den Resten einer Befestigungsmauer. Von der nächsten Kuppe war in der Ferne der schneebedeckte Hermon zu sehen, aber das Dorf, wo ihr Auto stand, wurde von den schroffen Hügeln verschluckt. Beate bereitete das Picknick vor, während Mahmoud mit der Kamera herumkraxelte und nach einem geeigneten Übersichtspunkt suchte, denn filmisch gab nur eine Draufsicht etwas her.

Wie üblich bewegte sich der kühne Mann, den sie liebte und bewunderte und um den sie immer Angst litt, wie ein Hochseilartist oder ein erfahrener Bergsteiger: schwindelfrei, trittsicher, die Augen unter den buschigen Brauen hellwach.

Sie hatten gefilmt, gegessen, getrunken, die Schatten waren sehr lang geworden, sie waren bereit zum Aufbruch, als die Felswand hinter ihnen in etwa 50 Metern Entfernung explodierte und sie noch im Moment der Taubheit von einem Hagel von Steinchen und Splittern getroffen wurden. Immer noch derselbe Moment: Beate, schockstarr, stand und starrte verständnislos auf die Felswand, da bewegte sich Mahmoud bereits. Schnell, aber nicht panisch. Seine orientierenden Blicke bekam Beate gar nicht mit. Er zog sie sanft, aber nachdrücklich hinunter in den tiefsten Graben, drückte sie auf den Grund, legte den Finger an

die Lippen, bettete die Kamera neben sie, breitete die Picknickdecke über beide und schaufelte dann mit beiden Händen Erde und Staub darüber, bis man sie nur noch direkt über ihnen stehend hätte wahrnehmen können. Dann sprang er wie eine Katze den Graben hinunter und war verschwunden.

Kurz darauf brach das Inferno los.

Während der nächsten zwei Stunden bestand die Welt nur aus Schüssen, Explosionen, Schreien, dem Geräusch von schweren Fahrzeugen und dem Klirren und Rumpeln von Panzerketten. Mahmoud erklärte später, dass sie offenbar unversehens zwischen feindliche Linien geraten waren, vermutlich zwischen einen Hisbollah-Stoßtrupp, der von einer Mission an der Grenze zurückkam, und die ihn verfolgende Einheit israelischer Soldaten.

Irgendwann, es war längst Nacht, und seit einigen Minuten wurde nicht mehr geschossen, spürte Beate eine Hand auf der Schulter. Mahmoud kniete neben ihr, zog sie unter der Decke hervor und bedeutete ihr, hinter ihm herzukriechen. Es war so dunkel, dass sie nichts sah außer seinen Schuhsohlen. Sie robbten durch die Gräben, glitten dann in ein trockenes Bachbett und krochen auf Händen und Knien vorwärts. Irgendwann zog Mahmoud sie hoch, beider Handflächen waren aufgeschürft und blutig, und zerrte sie in den Schatten einer Felswand, an der sie sich entlangasteten. Vor ihnen ragte eine schwarze, kokelnde Silhouette auf. Bevor Beate, die ihre Hand in die ihres Mannes krallte, noch sicher war, dass es sich um nichts Lebendiges handelte, trat sie in etwas Weiches und rutschte aus, aber Mahmoud zog sie fort, bevor sie nach unten blicken konnte.

Zweimal hörten sie Stimmen in der Nähe, die arabisch redeten, Mahmoud drückte Beate flach auf den Boden, bis sie verklungen waren und sich auch die roten Punkte der Zigarettenglut aufgelöst hatten. Beate hatte alle Orientierung verloren, sie wusste nicht, wohin ihr Mann sie führte oder ob er nur versuchte, von den Kämpfern wegzukommen. Mehrmals wurde der Weg auf einem Grat so schmal, dass sie die Augen schloss und sich von seinem Arm dirigieren ließ.

Mahmouds Armbanduhr zeigte halb vier, als sie aus einer erodierten Rinne stiegen und plötzlich das Dorf vor sich hatten, wo wie eine Geistererscheinung aus einer anderen Welt in 50 Metern Entfernung ihr Wagen geparkt war. Mahmoud packte sie an den Schultern, damit sie aufhörte zu zittern, und befahl ihr, direkt und ohne anzuhalten nach Norden zu fahren. »Und du?« fragte sie entgeistert, erschrocken über ihre laute Stimme. »Kamera«, antwortete er. »Ich komme nach. Wir sehen uns nachher zu Hause.«

Beate hätte später nicht sagen können, wie sie in ihrem Schockzustand, zitternd wie Espenlaub, das Lenkrad hatte halten und die Gänge einlegen können und bis Beirut gelangt war. Die Sonne ging auf, die Vögel zwitscherten in den staubigen Platanen, der Verkehr rauschte, während sie, Zigarette um Zigarette rauchend auf dem Balkon stand und Ausschau hielt.

Sie hatte sich gerade einen Kaffee geholt und trat wieder hinaus, als von unten ein Pfiff ertönte und Mahmoud breit grinsend heraufwinkte. Sie rannte ihm entgegen, warf sich ihm in die Arme und schüttelte ihn wie verrückt, versetzte ihm Puffe mit den Fäusten, während die Tränen auf seinen staubigen Hemdkragen fielen. »Sie ist heil«, sagte er. »Bisschen verstaubt, zwei, drei kleine Kratzer, nichts Schlimmes. Hab sie eben noch ins Büro gebracht. Sie hätten mir den Kopf abgerissen, die Deutschen.«

»Ist ihnen denn die verdammte Kamera wichtiger als dein Leben?«

»Natürlich«, entgegnete Mahmoud achselzuckend. »Ich bin bis Sour mitgenommen worden und habe dort ein Taxi überredet, mich hierherzufahren. Teures Picknick. Aber die Bilder sind schön. Glaube nicht, dass sie an dieser Stelle noch viel finden werden nach heute Nacht. Gute Story.«

In persönliche Gefahr gerieten Marlene und Sam nicht, aber dafür war der Tod im Krankenhaus allgegenwärtig und kam jeden Tag, um sich seinen Tribut zu holen.

So verging die Zeit, irgendwann begann der Krieg, sich seiner selbst zu langweilen und seiner selbst müde zu werden, und

plötzlich war Frieden, und sie waren alle 50, und das war ihre Jugend gewesen.

Beirut lag in Trümmern, kaum ein Stein mehr auf dem anderen in der Mitte der Stadt, das Unterste zuoberst, aber auf der Unterseite der Steine wimmelte das Leben in diesem alten, hartnäckigen, fatalistischen, gegenwärtigen Land. Dem Tode gehörend, aber dem Leben dienend, fuhren die Überlebenden fort zu essen, zu trinken, zu tanzen, zu spielen, Geld zu verdienen, zu lernen, zu reisen, zu kaufen, aufzubauen. Und zu vergessen. Ohne Vergessen kein Friede. Der Libanon hatte überlebt, ja er begann jetzt erst zum Libanon zu werden, plötzlich konnte man sich zu diesem Boxer bekennen, der 15 Runden lang Prügel bezogen und dann einen Punktsieg gelandet hatte. Viele Christen, Sunniten, Schiiten, Drusen, Armenier und was sie alle waren und gewesen waren, sprachen zum ersten Mal von sich selbst als von Libanesen.

Hariri gründete Solidere, es wurde investiert auf den Ruinen, und aus dem Schutt wuchs eine Innenstadt, ein levantinisches Triest oder Florenz 2.0, ein internationales Einkaufszentrum, das Kadmos hasste, weil es in all seinem Strahlen und Leuchten die alten Ungleichheiten einbetonierte, die früher wenigstens hier, im Souk, sich im Wimmeldämmer von Stadt- und Landbevölkerung, von Schachern und Handeln und Kaufen aufgelöst hatten. Aber nachdem der freie Geldfluss in Zeiten des Mordens gestockt und umgeleitet war, brach er sich jetzt Bahn, es war gar zu verführerisch, der zweiten liebsten Beschäftigung der Menschheit zu frönen.

Wie tropische Vegetation nach dem Regen explodierte zugleich das Bedürfnis nach Kunst, auch das nach Amusement. Bars, Clubs, Diskotheken, Kinos öffneten überall, in jeder Ruine gab es ein Konzert und eine Theateraufführung. Es war Nachkriegszeit, seit jeher und überall die fruchtbarste Zeit für Neues.

Es war auch neugewonnene Zeit der Freiheit für die drei in die Jahre gekommenen Paare. Beate und Mahmoud genossen die neue Theater- und Performance-Szene, regten ihrerseits gemeinsame Projekte libanesischer und deutscher Musiker- und

Schauspielertruppen an, hörten Claude Chalhoub's Crossover-Musik und reisten.

Auch die Younes waren regelmäßig in Deutschland, stellten ihre Märchensammlungen in Kirchengemeinden vor und sprachen über die Ökumene. Wenn es dann zu Gegenbesuchen im Adonistal kam, war das für viele Deutsche das erste und unvergessliche Erlebnis der überbordenden Gastlichkeit und Gastfreundlichkeit des Landes.

Dasselbe galt für Sam und Marlene, wenn ihr offenes Haus auch andere Gäste aus anderen Zusammenhängen sah. Ein Haus, reicher bestückt mit Kunstschätzen jetzt nach Kriegsende als selbst das Nationalmuseum, ein Füllhorn von dreieinhalbtausend Jahren Schönheit, phönizische Vasen und Mosaik, Juwelen und Schmuckkästchen aus der Bronzezeit, Votivgaben aus dem Eschmuntempel, hellenistische Figurinen und Statuetten, Artefakte aus der Fatimiden-, Seldschuken-, Ayubiden- und Mamelukenzeit. Kunsthistoriker kamen sogar aus den USA und bewunderten, von Marlene geführt, die Privatsammlung.

Jedes Jahr zu Weihnachten schickten sie wieder, was während des Krieges nur unregelmäßig geschehen war, ihren Rundbrief mit den Familienergebnissen des Jahres in die Welt, berichteten von ihren Reisen, den Hauskonzerten, dem Ergehen der Schule und des Krankenhauses und führten auch die Tradition weiter, immer mit namentlichen Grüßen zu enden, die auch jedesmal von Sohn und Tochter bekräftigt wurden. Jedes Jahr vergrößerte sich der Kreis der Empfänger, ab dem Ende der Neunziger noch mehr, weil die Rundbriefe elektronisch versendet wurden – nur Matthias bekam nie einen und las nie die letzte Zeile, die stets endete mit »Und Grüße an alle auch von Christine«.

Und da die Zeit im Frieden (einige kleinere Kriege wie den Angriff Israels 2006 ausgenommen) schneller verfliegt als im Krieg – schon war der 11. September geschehen, schon war die Zedernrevolution im Gange, schon die Syrer weg und die Hisbollah vor dem Parlament –, sind wir schon im Heute angekommen, und unsere drei Paare sind alle jenseits der Siebzig.

Um ihre Geschichte zu Ende zu erzählen, müssen wir uns im



Falle der Younes, die im Garten des Familienhauses ihre Äpfel und Oliven ernteten und Cidre und Seife herstellten und verschenkten, noch einmal kurz in eines der letzten Kriegsjahre begeben, als ein zunächst banal anmutendes, aber folgenschweres Ereignis geschah. Es war zur Zeit der Offensive Aouns, als eines Abends zwei völlig verängstigte Männer an Younes' Tür klopfen, zwei versprengte syrische Soldaten, die verfolgt wurden und, die Waffen im Anschlag, um ein Versteck für die Nacht baten.

»Wir sind alle Kinder desselben Gottes«, wiederholte Younes sein Mantra und öffnete ihnen die Türen, und Karoline setzte ihnen das wenige Essen vor, das im Haus war, und sie verbrachten die Nacht dort, betranken sich vor Angst, wobei wieder einmal ein Fenster zu Bruch ging, fuchtelten mit ihren MPs herum, jung und halb irre vor Angst und Scham und Alkohol und Testosteron, schliefen schließlich ein, wurden im Morgengrauen geweckt und machten sich durch den Garten und das Unterholz am Flussufer davon.

Diese Episode war lange vergessen, als die beiden langsam müde zu werden begannen und ihr einziger Wunsch der war, nicht eines ohne den anderen gehen zu müssen. Dieser Wunsch wurde ihnen gewährt und sogar noch ungleich mehr, denn die beiden syrischen Soldaten waren in Wahrheit Götter gewesen, die auf der Erde wandelten, um die Menschlichkeit der Menschen in Kriegszeiten zu prüfen. (Natürlich hatten sie sich in Gestalt syrischer Soldaten auch wie solche verhalten müssen, daher unter anderem die eingeworfene Scheibe, die aber wiederum den Glaser freute.) So standen die beiden in ihrem Garten, und Laubwerk verbarg und verhüllte ihr Antlitz, und Younes verwandelte sich in eine Eiche und Karoline in eine Linde, die nun inmitten der Apfel- und der Ölbäume im großen Garten standen. Welch freundlicher Augenblick aber war es, als im selben Moment bei uns hier im Dorf, oben im Garten des Pfarrhauses unter dem Bergfried mit dem Blick auf Frankfurt, aus einer ebensolchen Eiche und einer ebensolchen Linde beide blinzeln und erwachend hervortraten, um seither in unserer Mitte zu leben, von al-

ler Müdigkeit befreit, ihr zweites und gewiss abschließendes mit uns zu teilen und jedes zweite Jahr mit dem halben Dorf die Gartenoper einzustudieren, deren neueste wir gerade erleben durften.

Mahmoud und Beate reisten. Nicht nur, nicht in erster Linie nach Deutschland, er las ihr die Sehnsuchtswünsche von den Augen ab, und wenn sie nicht im verrauchten Café de Paris Kadmos zuhörten, der im Freundeskreis neue Gedichte in entkerntem, beschossenem, ruiniertem, rohbaumäßigem und kahlem Arabisch vortrug, Prosagedichte, die sich manchmal anhörten wie Kurzgeschichten Kafkas, manchmal wie Skizzen Gogols, dann entdeckten sie mit gemeinsamem Blick die ebenso surrealen Silhouetten der Bucht von Ha Long oder der Skyline Manhattans aus der Perspektive schräg unter der Brooklyn Bridge (wobei nach 2001 die Einreiseformalitäten für Mahmoud immer dreimal so lange dauerten).

Und dann kam der Tag, wieder ein Familientag in Tripoli, der Clan trug dem Patriarchen seine Probleme, Streitigkeiten und Bitten vor, man saß im Kreis in dem großen Salon auf den goldgeschwungenen falschen Louis-XV-Sofas, trank Tee und nahm von den süßen Petit Fours, und danach gab es einen Spaziergang hinauf zum Qualat Sandschil, der alten Kreuzfahrerburg des Raymond de St. Gilles.

Und wie so oft all die Jahre und Jahrzehnte zuvor, so wie es schon der Knabe Mahmoud getan und wie es der sehnige Jugendliche Mahmoud getan hatte, sprang der weißhaarige Löwe auf einen Mauersims und balancierte über dem Abgrund. Leichtfüßig, schwindelfrei und trittsicher wie je, und Beate stand Ängste aus wie je um ihren kühnen Geliebten.

Da, während alle auf ihn blickten, geschah es, dass es ihm das Herz aufriss, und aus seiner Brust befreite sich endlich der große Vogel Simurgh, der Adler und Falke, der mit dem prächtig gemusterten Gefieder, der Löwe der Lüfte; er breitete seine Schwingen, schraubte sich hinauf ins Blau, warf sich in den Wind, der ihn trug und hochhob und fortzog von der mit offenem Munde starrenden Familie.

Er breitete die Schwingen dort droben, die in der Sonne

leuchteten, und flog, flog zu den schneebedeckten Gipfeln des Atlas, flog nach Hause in sein Nest hinter dem höchsten Berg, dort wo Wahrheit und Selbsterkenntnis wohnen und wo seine wahre Heimat ist.

Und er war nur noch ein dunkler Punkt im Äther, als sich endlich der verzweifelte heisere Schrei löste aus der Kehle der zurückgebliebenen Frau.

Damit war auch Beates Leben zu Ende, und die einsame Zeit, die ihr noch blieb, wartete sie, dass er sie holen komme, wie er sie immer geholt hatte. Nun stellte sich heraus, dass sie doch eine Fremde geblieben war, zumindest für Mahmouds Familie, bei der sie keine Heimat fand, deren Preis es gewesen wäre, im Chor der schwarzen, stummen Witwen in Tripoli zu versinken, ihre Unabhängigkeit, ihr Geld, ihr Leben beim neuen Familienvorstand, einem bärtigen Cousin Mahmouds, abzugeben, dem sie nichts bedeutete als Mensch, nichts galt als Frau.

Die schöne Wohnung in Beirut war zum Kerker, zum Mausoleum geworden, trat sie auf den Balkon und rauchte, blickte sie immer nur hinauf, ob Simurgh sie nicht holen käme. Aber sie musste den Vogel selbst ausbrüten, sie spürte, wie er in ihr hackte und pickte und die Schale ihres Körpers langsam zerstörte. Es dauerte lange, bis er freikam, viel länger als bei Mahmoud, sie lag schon im Krankenhaus, als sie irgendwann im Dämmer des aus Schläuchen in sie gepumpten Morphiumschlafs den großen Vogel hinter dem Fenster erblickte, der sie endlich heimholte.

Nur Sam und Marlene leben noch immer in ihrer Villa hoch über dem Meer, mit den Rosenbeeten und dem verwaisten Tennisplatz, sie werden älter und älter, der Tod hat sie vergessen.

An jenem Morgen vor so vielen Jahren, als Matthias sich schon halb und halb entschlossen hatte, Beirut zu verlassen, fuhr er hinunter ins Krankenhaus, um mit Sam zu sprechen.

Er fand ihn zunächst nicht, aber dann betrat er, nachdem er angefleht worden war, bei den Notfällen zu helfen, im OP-Kittel einen der Operationssäle. Er brauchte eine Weile, um wahrzunehmen, was er sah, um es zu verstehen, um, wie er glaubte, plötzlich alles zu verstehen.

Das Ärzteteam stand um einen erstaunlich kleinen Körper herum, und im Hintergrund des Saals standen noch zwei weitere Bahren, die aber bedeckt waren. Man blickte kurz auf, als er eintrat, hielt ihn vielleicht hinter seiner Maske für einen weiteren Operateur.

Matthias erstarrte. Der operierte Körper war eine Leiche. Ein frisches Kriegsoffer. Ein Kind. Mehrere Kinder im Saal. Dann sah er die Behälter. Sah die Nieren. Die kleinen Lungen. Die Bauchspeicheldrüsen. Die Augen.

Er verließ rückwärts taumelnd den Raum, als hätte man ihm einen Stoß vor die Brust versetzt. Er verlor das Gleichgewicht, hielt sich am Türrahmen fest, kletterte aus der offenen Tür wie aus einem Schott bei Orkan. Ein Mann kam hinter ihm her, stützte ihn, hielt ihn am Arm, bugsierte ihn auf einen Stuhl. Zog sich die Maske vom Gesicht. Sam.

Er zog einen zweiten Stuhl heran, setzte sich gegenüber und legte Matthias die Hände auf die Knie. »Du musst das verstehen. Wir tun ungeheuer vielen Menschen ungeheuer viel Gutes auf diese Weise. Retten sie. Diese hier konnte niemand mehr retten. Der Krieg ...«

Matthias schüttelte den Kopf und lief blindlings davon. Fuhr hinauf zur Villa, stopfte seine Sachen in eine Reisetasche, verabschiedete sich von niemandem, bat den Fahrer, ihn hinunter in die Stadt zu bringen, nahm sich dort ein Taxi zum Flughafen und checkte in den erstbesten Flug ein, der nach Europa ging, es war ein Alitaliaflug nach Rom. Er musste plötzlich wieder an den abgerissenen Arm mit dem Brillantring am Finger denken, den Sam seinerzeit ohne zu zögern abgezogen hatte, und wie er damals zum ersten Mal verstanden hatte, dass es eine Härte gibt im Menschen, die nicht Bosheit ist, und die vom Krieg verliehen wird. Es war wie bei Siegfried, als er den Drachen getötet hat und dann in seinem Blut badet, und das macht seine Haut hürnen und unverwundbar. Auch er, Matthias, hätte in diesem Drachenblut untertauchen können und wäre ein anderer geworden. Er stand vor dem Pfuhl. Er war nicht hineingestiegen.

Als eine der Filipinas ihr sagte, ihr Verlobter sei wie von Sin-

nen durchs Haus gelaufen, suchte Christine überall nach ihm, niemand hatte ihn gesehen. Sie fragte ihre Mutter und das gesamte Hauspersonal. Erst draußen am Tor beim Fahrer wurde sie fündig. Sie ließ sich von ihm ins Krankenhaus bringen, fand ihren Vater, der druckste herum. Ohne zu wissen, was geschehen war oder was im Krankenhaus geschah, reimte sie sich zusammen, dass ihr Geliebter geflohen war. Sie musste ihn finden, ihn aufhalten, bevor er eine Dummheit beging, bevor er sie verließ, bevor er fort war und sie alleine in ihrem goldenen Käfig zurückließ. Alles, nur das nicht.

Sie bat den Fahrer, sie nach Beirut zu bringen, zum Flughafen.

Sie kamen ungeschoren und ungestoppt auf die südliche Ausfallstraße.

Dann explodierte die Welt. Der Wagen war im Gefolge anderer, die wahrscheinlich gemeint waren, von einer ferngesteuerten Bombe getroffen worden, die in einem am Straßenrand geparkten Lastwagen gezündet worden war. Es zerriss ihn in Fetzen und alle, die darin saßen.

Christine war sofort tot. Ihre Eltern konnten sie anhand einer Halskette identifizieren, die an einem Stück Haut und Fleisch klebte, und anhand eines Rings, den Matthias ihr geschenkt hatte und der an einem Finger gefunden wurde.